№ 208. Sonntag, den 6. (18.) September 1898. 18. Jahrgang.

Lodzer Tageblatt

Abonnements:
in Lodz: Rs. 2.— vierteljährlich inclusive Zustellung;
pr. Post:
Inland, vierteljährlich Rs. 2.40, monatlich 80 Kop. incl. Porto.
Ausland, vierteljährlich Rs. 3 50, monatlich Rs. 1.20 incl. Porto.
Preis pro Exemplar 5 Kopeken.

Erscheint 6 Mal wöchentlich.

Redaction und Expedition:
Dzielna- (Bahn-) Straße Nr. 13.
Telephon Nr. 362.

Insertionsgebühren:
Für die fünfgespaltene Petitzeile oder deren Raum, im Inseratentheile 6 Kop.
Auf der ersten Seite 10 Kop. Reclamen 15 Kop. pro Zeile.
Sämmtliche Annoncen-Expeditionen des In- und Auslandes nehmen für uns Aufträge entgegen.

Die Expedition ist täglich von 8 Uhr früh bis 7 Uhr Abends, an Sonn- und Feiertagen von 8 bis 10 Uhr früh geöffnet.

Inland.

St. Petersburg.

— Das Ministerium der Volksaufklärung hat, wie der „Jarossl. Gouv.-Ztg." geschrieben wird, beschlossen, sich an der Pariser Weltausstellung 1900 zu betheiligen. Kurze Nachrichten über alle Lehranstalten und wohlthätigen Gesellschaften im Reiche werden schon gesammelt. Zu diesem Zwecke werden alle höheren Lehranstalten photographirt werden. Die Photogramme werden zur Garnirung einer großen Karte, auf welcher die Bildung bildlich veranschaulicht werden wird, dienen. In dieser Section werden die wichtigsten wissenschaftlichen Editionen der Universitäten und diejenigen Werke der Professoren in ausländischen Sprachen, welche für das auswärtige Publicum Interesse haben, ausgestellt werden. Um nicht zu viel Raum einzunehmen, werden aus allen Lehrbezirken nur die Leistungen diejenigen Gymnasien und Realschulen zur Ausstellung ausgewählt werden, welche die besten Fortschritte aufzuweisen haben. Den Curatoren der Lehrbezirke wird anheimgestellt werden, je ein männliches und weibliches Gymnasium und eine Realschule vorzuschlagen. Für die Section der unteren Lehranstalten wurde den Curatoren proponirt, je eine nach dem im Jahre 1878 bestätigten Programme bestehende Stadt- oder Kreisschule und zwei zweiklassige Dorfschulen aus ihren Lehrbezirken vorzuschlagen. Auch diese Schulen werden in und auswendig photographirt werden.

— Vom Dirigirenden Senat ist eine für Städtebewohner, welche Immobilien besitzen, sehr wichtige Frage entschieden worden und zwar: sind die auf vom Feuer eingeäscherten, aber versicherten Immobilien lastenden Rückstände an Kronsabgaben und Landessteuern zu erlassen oder nicht? Bei Berathung dieser, dem Senat zur Entscheidung übertragenen Frage wurde, wie die „П. В." berichten, vom Finanzministerium erklärt, daß die in dieser Sache bestehenden gesetzlichen Hinweise keinen Unterschied in Bezug auf die Beitreibung zwischen versicherten und unversicherten Immobilien feststellen. Im Hinblick hierauf werden die Inhaber der vom Feuer zerstörten, wenn auch versicherten Gebäude von der weiteren Zahlung des auf das zerstörte Immobil entfallenden Steuerbetrages befreit und die auf solchen Immobilien lastenden Rückstände sind, ohne auf die Versicherungssumme übertragen zu werden, aus den Rechnungen der Rentei in der durch den allgemeinen Modus der Rechnungsführung festgesetzten Weise zu streichen.

— In dem soeben erschienenen dritten Bändchen des „Boten des gegenseitigen Versicherungswesens" ist eine sehr interessante Tabelle betreffend die Thätigkeit aller unserer städtischen gegenseitigen Versicherungsgesellschaften für das Jahr 1897 enthalten. Im Berichtsjahre waren im Ganzen 85 Gesellschaften thätig; der Werth aller in denselben versicherten Immobilien betrug am Schluß des Jahres 707.838.092 Rbl., an Versicherungsprämien wurden vereinnahmt 1.620.267 Rbl., das Reserve-Kapital aller Gesellschaften betrug 16.301.949 Rbl., was eine Sicherstellung von 23 Rbl. für jede versicherten 1000 Rbl. ausmacht. Im Jahre 1896 betrug die Sicherstellung nur 17 Rbl. für 1000 Rbl. Im Verhältniß zu den Betriebsresultaten des Jahres 1896 erweist sich, daß 1897 die Versicherungssumme um 4,8 pCt. gestiegen war, an Prämien 5,33 pCt. mehr vereinnahmt wurden und die durch die Feuer verursachten Schäden um 31,3 pCt. angewachsen waren. Somit hat sich das Jahr 1897 in Bezug auf die Feuerschäden ungünstiger als das Vorjahr 1896 erwiesen; die Verluste machten etwa 60 pCt. der vereinnahmten Prämien aus, aber im Vergleich zu der Thätigkeit der Actienversicherungsgesellschaften hat sich diejenige der gegenseitigen Gesellschaften günstiger gestaltet und diese letzteren konnten das Jahr 1897 noch immer mit einem Gewinn von etwa 12 pCt. abschließen, während Actiengesellschaften mit einem Verluste gearbeitet haben.

— Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß vom Jahre 1900 ab die Cabotageschifffahrt auf den inneren Gewässern des Reiches ausschließlich russischen Unterthanen gestattet werden soll. Um sich nun das erforderliche Schiffsführermaterial für den Zeitpunkt zu sichern, da die zahlreichen Schiffscapitäne ausländischer Unterthanschaft das Commando werden niederlegen müssen, ist den Blättern zufolge, projectirt worden, die Zahl der Navigationsschulen, aus denen die Capitäne für Kauffahrteifahrzeuge (Dampfer, wie Segelschiffe) hervorgehen, erheblich zu vermehren. Einer der Häfen der russischen Ostseeküste ist in erster Reihe als Punkt für eine neue Seemannsschule in Aussicht genommen.

Libau. Am Sonntag fand die feierliche Grundsteinlegung der Kronsbranntweinniederlage statt. Der Bauplatz ist, wie wir der „Lib. Ztg." entnehmen, an der Bahnhofstraße neben dem Passagierbahnhof gelegen und über 3,500 Quadratfaden groß; er ist von der Stadt an das Accisefessort für 35,284 Rbl. 50 Kop. abgetreten worden. Es sollen daselbst, außer der eigentlichen Branntweinniederlage, Cisternen, Böttchereien, Flaschenniederlagen, Beamtenwohnungen u. s. w., insgesammt 10 bis 12 Gebäude errichtet werden. Der Bau ist den Unternehmern Rosenblatt und Oschinsky übertragen werden, die Oberleitung hat der Eisenbahningenieur Istomin. Ungerechnet die Tagelöhner sind 40 Maurer ständig an dem Bau beschäftigt.

Hangö. Ueber den letzten Act eines Trauerspieles auf dem Baltischen Meere wird dem «Пет. Листокъ» von hier ein ausführlicher Bericht erstattet, dem wir Folgendes entnehmen: Am 26. August traf im Hafen von Hangö unter englischer Flagge der Dampfer „Gasthold" ein, geführt von der 21-jährigen Miß Mary Gasthold. Sie hatte die Leitung des Schiffes nach dem vor einigen Monaten erfolgten Tode ihres Vaters ubernommen und commandirte über drei Offiziere und 43 Matrosen mit großer Festigkeit, auch über den 26 Jahre alten Thomy Smit, einen der drei Offiziere, obschon er ihr Bräutigam war und die Hochzeit bald stattfinden sollte. Dieses Verhältniß aber wurmte den zweiten Offizier Miquel Sariez, einen heißblütigen, 32 Jahre alten Spanier und auf der Fahrt des mit kostbaren Hölzern beladenen Dampfers aus Brasilien nach Finnland hatte Miß Mary sich wiederholt stürmischen Anträgen seitens des Spaniers ausgesetzt gesehen, Anträgen, die sie zuletzt mit der Drohung zurückwies, den Lästigen in der nächsten Stadt abzulohnen. Die nächste Stadt war der Bestimmungshafen Hangö, dem man sich am 25. August näherte. An diesem Tage saß das Brautpaar, Miß Mary und Thomy Smit, Hand in Hand in der Nähe des Steuers, als sich ihm Miquel Sariez näherte und an Miß Mary die Frage richtete, ob sie seine Frau werden wolle. Sofort nach der energischen Verneinung zog der Spanier einen Revolver und schoß Thomy Smit über den Haufen. Darauf wollte er sich selbst tödten, wurde aber von den herbeigesprungenen Matrosen ergriffen, gefesselt und in Gewahrsam genommen, während Thomy Smit's Leiche im Meere ihr Grab finden mußte. Miß Mary, die jugendliche Befehlshaberin des Dampfers, soll mehr todt als lebend das feste Land in Hangö betreten haben.

Odessa. Die städtische Duma, von dem Gefühl der Andacht vor dem weisen Akt von großer weltgeschichtlicher Bedeutung erfüllt, der am 12. August in dem Allerhöchsten Aufruf an die Völker, einen allgemeinen Frieden zu schaffen, seinen Ausdruck gefunden hat, hat in dem Wunsche, dieses bedeutungsvolle Ereigniß den Herzen der Bürger einzuprägen, gemäß dem Antrage des Stadthaupts einstimmig beschlossen: 1) Zu den Füßen Seiner Majestät die Gefühle grenzenloser treuunterthäniger Liebe niederzulegen sowie den aufrichtigen Wunsch zu äußern, daß der hochherzige und edelmüthige Aufruf des vom Volk angebeteten Herrschers in den Herzen der anderen Monarchen und Regierungen einen Widerhall finden möge und recht bald verwirklicht werde und ferner die Ueberzeugung auszusprechen, daß, falls Rußland jemals genöthigt sein werde, sein Ansehen und seine Würde mit den Waffen zu vertheidigen, die Stadt Odessa eine der ersten unter den russischen Städten sein werde, die, um die Heimath zu schützen, keine Opfer scheuen werde. 2) Zur Erinnerung an das große Ereigniß sofort drei Sonntagsschulen zu eröffnen und sie Schulen, die zur Erinnerung an den Aufruf des Kaisers von Rußland vom 12. August 1898 an die anderen Völker gegründet sind, zu nennen.

Kaiserin Elisabeth †.

Wien, 15. September. Mehrere Blätter melden, zwar nicht nach authentischer Quelle, aber übereinstimmend, der Kaiser habe verfügt, daß sämmtliche Festlichkeiten anläßlich des Jubiläums, bei denen die persönliche Theilnahme des Kaisers erforderlich sei, unterbleiben sollen. Demnach würden alle Hoffestlichkeiten unterbleiben. Das „Fremdenblatt“ meldet, daß im Obersthofmeisteramt alle die Jubiläumsfeier betreffenden Vorarbeiten eingestellt worden seien. Dem „Vaterland“ zufolge wird nur am 29. November im Stephansdome ein Hochamt abgehalten werden. Die „Neue Freie Presse“ erfährt, der Kaiser habe die Absicht kundgegeben, in den nächsten Monaten in stiller Abgeschlossenheit seinen einzigen Trost in der Arbeit, der Beschäftigung mit Staatsangelegenheiten, zu suchen. Demgemäß entfallen auch die für kommenden Herbst in Steiermark anberaumten Hochwildjagden.

Fürstliche Theilnehmer an der Trauerfeier in Wien.

Der Kaiser Wilhelm wird mit Gefolge am Sonnabend früh hier eintreffen und am Abend Wien wieder verlassen. — Der Prinzregent Luitpold von Bayern trifft am Donnerstag, der König von Sachsen am Sonnabend ein. — Ferner werden erwartet: Herzog Alfred von Sachsen-Koburg und Gotha, der Erbgroßherzog Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar-Eisenach, der Erbgroßherzog Adolf Friedrich von Mecklenburg-Strelitz, der Erbgroßherzog Friedrich von Baden, Prinz Wilhelm von Hohenzollern und mehrere andere deutsche Fürstlichkeiten resp. deren Vertreter.

Prinz Christian von Schleswig-Holstein, welcher zur Zeit als Gast des Herzogs von Coburg-Gotha in der Hinterriß weilt, wird sich am Freitag nach Wien begeben, um als Vertreter der Königin von England an der Trauerfeier theilzunehmen.

Prinz Albert von Flandern wird die königliche Familie von Belgien bei den Trauerfeierlichkeiten vertreten und wird auf der Reise nach Wien die Gräfin von Flandern nach Potsdam begleiten.

Auf der Fahrt von Genf nach Wien.

Bern, 15. September. Während der Fahrt des kaiserlichen Zuges fanden fortgesetzt Theilnahmekundgebungen statt. In Lausanne, wo der Zug eine Viertelstunde Aufenthalt hatte, war der Bahnhof geräumt. Die kantonalen und die Munizipal-Behörden fanden sich zur Begrüßung der sterblichen Hülle der Kaiserin auf dem Perron ein. Alle Glocken ertönten.

In Freiburg war der Empfang des Zuges ein ähnlicher. Die Glocken der Kathedrale von St. Nikolas läuteten noch eine Viertelstunde nach der Abfahrt des Zuges.

In Bern traf der Zug kurz vor 1 Uhr ein und hatte fünf Minuten Aufenthalt daselbst. Der Bahnhof war gleichfalls geräumt, und die Behörden, wie auch die Vertreter der in Bern beglaubigten Gesandtschaften hatten sich eingefunden. Kränze wurden von der österreichischen Kolonie in Bern und von der Gräfin Seilern niedergelegt. Bei der Abfahrt von Bern ertönten alle Glocken der Bundesstadt. Die Abfahrt des Zuges erfolgte um 1 Uhr. Niemand von dem kaiserlichen Gefolge zeigte sich.

Zürich, 15. September. Der Zug mit der Leiche der Kaiserin Elisabeth traf gestern Abend um 11½ Uhr in Buchs (St. Gallen) ein. Auf dem Bahnhof hatten sich der Fürst von Rohan, sowie der König und die Königin von Rumänien eingefunden, welch letztere von Ragatz gekommen waren und zwei große Kränze niederlegten. Um Mitternacht fuhr der Zug weiter und gelangte kurz darauf in Feldkirch auf österreichisches Gebiet. Während der Fahrt läuteten ununterbrochen alle Glocken im Fürstenthum Liechtenstein.

Das Hofceremoniell für die Leichenfeier in Wien.

Gestern Nachmittags wurde das Ceremoniell für die Ueberführung, Aufbahrung und Beisetzung der Leiche der Kaiserin vom Obersthofmeisteramte ausgegeben. Danach wird die Leiche, wie schon gemeldet, am Donnerstag Abends 10 Uhr auf dem Westbahnhofe eintreffen und nach der durch die Hofgeistlichkeit vorgenommenen Einsegnung auf einem mit sechs Rappen bespannten schwarzdrapirten Leichenwagen in die Hofburg überführt werden. Der Zug wird sich vom Westbahnhofe über die Mariahilfer, Babenberger- und Ringstraße durch das äußere Burgthor in die Hofburg bewegen. Die Straßen werden durch ein Militärspalier freigehalten, und es treten die Wachen beim Passiren der Leiche ins Gewehr.

Sonnabend, den 17. September findet um 4 Uhr Nachmittags das feierliche Leichenbegängniß statt. Der Sarg wird in den Wagen gehoben und eingesegnet; dann setzt sich der Leichenzug unter dem Geläute der Kirchthurmglocken in Bewegung. Denselben eröffnet ein Zug Kavallerie, dann folgen noch Hofeinspänner und Kammerdiener, eine Eskadron Kavallerie, ein sechsspänniger zweisitziger Hofwagen mit den beiden Kämmerern, ein sechsspänniger, viersitziger Hofwagen mit der Obersthofmeisterin der Kaiserin und den beiden Palastdamen, ein sechsspänniger Hofwagen mit dem Oberst-hofmeister der Kaiserin, dann Leibgarde-Infanterie, Leibgardereiter und Trabanten-Leibgarden, unter Führung je eines Offiziers, und dann der mit acht Rappen bespannte schwarz drapirte Leichenwagen mit dem Sarge. Der Zug geht zu den Kapuzinern auf dem Neuen Markte. Auf die Meldung, daß der Leichenzug herannaht, verfügen sich die bereits incognito angekommenen fürstlichen Trauergäste in die Kirche auf die bestimmten Plätze. Der Obersthofmeister der todten Kaiserin und die beiden Kämmerer, sowie die Obersthofmeisterin und die beiden Palastdamen folgen bis zur Bahre und begeben sich dann zu den für sie vorgerichteten Plätzen. Nun erfolgt die feierliche Einsegnung, worauf von den Sängern der Hofmusikkapelle das Libera abgesungen wird. Der Sarg wird sodann von den Kammerdienern und Leiblakaien gehoben und unter Trauergebeten und Fackelbegleitung seitens der Kapuziner in die Gruft hinabgetragen.

Der Pontifikant geht mit der assistirenden Geistlichkeit voran, der Kaiser, der erste Obersthofmeister mit dem Stabe, der Obersthofmeister der todten Kaiserin und die beiden Kämmerer folgen bis in die Gruft. Unten in der Gruft geht die nochmalige Einsegnung vor sich. Dann übergiebt der erste Obersthofmeister dem Guardian der PP. Kapuziner den Schlüssel zum Sarge der Leiche der Kaiserin und empfiehlt dieselbe seiner Obhut, worauf die Begleitung aus der Gruft in die Kirche zurückkehrt. Sobald der Kaiser aus der Gruft zurückgekehrt ist, verläßt der Hof die Kirche, aus welcher sich dann auch alle übrigen Anwesenden entfernen.

Beileidstelegramme.

Kaiser Franz Josef erhielt Beileidstelegramme seitens der Souveräne, des Papstes, der Staatsoberhäupter nahezu der ganzen Welt, darunter auch Telegramme aus Japan, Sansibar, Peru, Chile und Uruguay.

Kaiser Wilhelm telegraphirte:

„Vom Manöver eben zurückkehrend, erfahre Ich die entsetzliche Nachricht von der ruchlosesten aller Thaten. Tief erschüttert und noch fassungslos kann Ich kaum Worte finden, um Dir zu sagen, wie Ich für Dich fühle und trauernd den schweren Verlust mitempfinde. Es ist eine Prüfung des Herrn, die wir Menschen nicht begreifen können, und die nur durch ihre fürchterliche Schwere auf uns lastet. — Aber das ist der einzige Trost für uns arme Menschen, daß es von oben also bestimmt ist.

Marmorpalais, den 10. September 1898.

Wilhelm.“

Das Telegramm des Papstes lautet:

„Wir beeilen Uns, Euerer Majestät Unseren tiefsten Schmerz und Unsere größte Entrüstung auszudrücken über das fluchwürdige und barbarische Attentat, das an der Kaiserin begangen wurde. Wir beten für die edle Seele des erhabenen Opfers und flehen mit heißer Inbrunst zu Gott, daß er — in dessen Macht es liegt — Euere Majestät in diesem grausamen Unglück und in dieser bitteren, die heiligsten Gefühle treffenden Prüfung stärke, und darum ertheilen Wir Euerer Majestät und der gesammten Kaiserlichen und Königlichen Familie aus dem Tiefsten Unseres schmerzlich ergriffenen väterlichen Herzens Unseren ganz besonderen Segen.

Rom, den 11. September 1898.

Leo P. P. XIII.“

Der Prinz-Regent von Bayern sandte folgendes Telegramm:

„Tief erschüttert durch die furchtbare Nachricht aus Genf drängt es mich, Dir meine innigste, schmerzliche Theilnahme auszusprechen an dem so schweren, unersetzlichen Verluste, den Du erlitten hast. Gott gebe Dir Trost und Stärke in Deinem gerechten Schmerze. Aus treu ergebenem Herzen.

Oberstdorf, den 11. September 1898.

Luitpold.“

Das Telegramm des Königs von Italien lautet:

„Das so unerwartete und so grausame Unglück, das Dich betrifft, erfüllt uns mit Schauder und Entrüstung. Ich wünschte um Dich zu sein, um Dir durch meine Liebe den Antheil zu bezeigen, den ich an Deinem Schmerz nehme. Aber obwohl fern, schließen wir, Margarethe und ich, uns von ganzem Herzen Deinen Thränen und Deinen Gebeten an, indem wir Gott um Tröstung für Dich anflehen, die er allein Dir verleihen kann. Ich umarme Dich.

Torrino Reggia, den 11. September 1898.

Humbert.“

Der Papst ordnete eine feierliche Todtenmesse für die Kaiserin am 19. d. M. in der Kirche Santa Maria Transpontina in Rom an.

Verhaftung von Anarchisten.

Genf, 15. September. Gestern wurden hier fünf Anarchisten verhaftet, welche der Mitschuld an dem Verbrechen Lucchenis verdächtig sind. In der Nacht zu heute nahm die Polizei in mehreren Wohnungen in der Vorstadt Plainpalais Durchsuchungen vor, welche zehn Verhaftungen zur Folge hatten. In den meisten Fällen handelt es sich um das Fehlen der Aufenthalts-Erlaubniß.

Die „Neue Freie Presse“ meldet aus Genf: Die Zahl der Verhafteten beträgt bisher 18. Sechs Personen wurden in Lausanne, die übrigen in Genf festgenommen unter dem Verdacht, anarchistische Propaganda zu treiben. Am meisten kompromittirt ist ein gewisser Calducci, der eine halbe Stunde vor dem Attentat im Gespräch mit Luccheni gesehen wurde.

Genf, 15. September. Das Justiz- und Polizei-Departement hat heute 15 Ausweisungsbefehle erlassen.

Bern, 15. September. Die in den letzten Tagen in der Schweiz erfolgten zahlreichen Anarchistenverhaftungen sind auf Ersuchen der italienischen Regierung zurückzuführen. Die Verhafteten wurden an Italien ausgeliefert.

Fiume, 15. September. In einer Gastwirthschaft wurde ein Beamter einer chemischen Fabrik, Namens Julius Roller, verhaftet, weil er „Es lebe die Anarchie!“ ausgerufen hatte.

Rom, 15. September. In der vergangenen Nacht und heute früh wurden hier mehrere Sozialisten und Anarchisten verhaftet. Zwei derselben sind an dem Blatte „Avanti“ beschäftigt. Die Polizei hat bei ihnen Haussuchungen angestellt. Auch aus einigen Provinzstädten werden Verhaftungen von Anarchisten gemeldet.

Der Mörder.

Genf, 15. September. Der Mörder Luccheni schrieb an den Präsidenten Ruffy einen Brief mit der Bitte, ihn in Luzern aburtheilen zu lassen, da in diesem Kanton die Todesstrafe noch bestehe. — Diesem Verlangen kann nicht stattgegeben werden, da dies gesetzwidrig wäre.

Pest, 15. September. Der Mörder Luccheni war, wie jetzt polizeilich festgestellt ist, vor vier Jahren beim Bau der Graner Donaubrücke beschäftigt. Damals wurden gegen 200 dort beschäftigte italienische Arbeiter wegen anarchistischer Umtriebe entlassen.

Ausland.

— Deutschland und Portugal. Ueber das neue englisch-deutsche Abkommen verlautet noch immer nichts Sicheres, mit Ausnahme der Behauptung, daß es auch die finanziellen Verhältnisse der Delagoabai betreffe, und daß bei der Finanzoperation der lissaboner Bankier Graf Burnay sehr betheiligt sei. Bei dieser Gelegenheit ist daran zu erinnern, daß Graf Burnay bereits im vorigen Herbst in den portugiesischen Cortes erklärte, daß Portugal aus seinen Colonien das Gold, das ihm fehle, ziehen müsse. Zu diesem Zwecke sei von großer Bedeutung, die Verwaltung und Ausbeutung des Hafens von Lorenco Marquez in der Delagoabai einer Gesellschaft zu übergeben. Diese Gesellschaft müsse unbedingt eine englische sein, da die englischen Capitalien diejenigen seien, die sich am leichtesten afrikanischen Unternehmungen zuwenden; es sei ja auch englisches Capital, das in den französischen, belgischen u. s. w. Gesellschaften vorherrsche. Es herrschte damals, wie aus der Discussion in der Presse hervorging, noch wenig Neigung, auf den letzten Vorschlag bezüglich des werthvollen Hafens von Lorenco Marquez einzugehen, denn wenn auch englisches Capital sofort zu dem Zwecke zur Verfügung stehen würde, so weiß man in Portugal sehr wohl, daß eine derartige englische Gesellschaft nur die Vorläuferin einer unter irgend einem Vorwande in Scene gesetzten Occupation sein würde. Andererseits aber erschien es schon damals nicht ausgeschlossen, daß Portugal doch noch trotz aller Abgeneigtheit seine Colonien zur Hülfe herbeiziehen mußte, weshalb Deutschland alle Ursache hatte, die Vorgänge in Portugal genau zu verfolgen. Die Verhältnisse standen Anfang dieses Jahres vor einem entscheidenden Wendepunkte. Englische Geldleute stellten sich der lissaboner Regierung mit einer Anleihe auf der Basis der Garantie durch die Einnahmen aus den Colonien zur Verfügung, aber die portugiesische Regierung ging darauf nicht ein. In Deutschland war man sich der Tragweite wohl bewußt, falls Engländer und Franzosen, die augenblicklich noch den Vorsprung in Lissabon hatten, zu einem Separatabkommen gelangen sollten und in Folge der finanziellen Verhältnisse die afrikanische Frage aufgerollt werden sollte. Nachdem die deutsche Gesandtschaft am lissaboner Hofe im letzten Halbjahre verwaist gewesen war, wurde schließlich der frühere Gesandte in Bern, Graf von Tattenbach, für Lissabon bestimmt, wo er zur Beobachtung der weiteren Entwicklung der Dinge sicher sehr nothwendig war. Es scheint ihm gelungen zu sein, Deutschland etwas mehr in den Vordergrund zu bringen.

— Der Anarchismus in der Schweiz. Dem führenden Blatte der Centrumspartei am Rhein geht aus Berlin die Meldung zu, die deutsche Regierung sei entschloßen, zur Wiederaufnahme der Verhandlungen wegen internationaler Maßnahmen gegen die Anarchisten Anregung zu geben. Das Blatt ist sogar in der Lage, über Richtung und Inhalt dieser angeblichen Anregung nähere Mittheilungen zu machen; nicht die Ausweisung, sondern die Internirung der Anarchisten in den einzelnen Ländern solle in Vorschlag gebracht werden. Trotz der Bestimmtheit, mit der die Nachricht auftritt, möchten wir sie für nicht besser begründet erachten, als die bekannten Krisentelegramme, die sich in dem Blatte um den Quartalswechsel herum öfter einzustellen pflegen. Ausländische Organe, insbesondere russische haben sich sehr warm für internationale Vereinbarungen gegen den Anarchismus erklärt; trotzdem muß nach den Erfahrungen früherer Jahre es mehr als zweifelhaft erscheinen, ob Verhandlungen über diese Angelegenheit, wenn es wirklich dazu kommen sollte, zu einem positiven Ergebniß führen würden. In einzelnen Blättern wird die Sache so dargestellt, als ob die Schweiz bisher blind gegen die anarchistische Gefahr gewesen wäre und als ob die fremden Anarchisten den Boden der Eidgenossenschaft ungestraft zum Tummelplatz ihrer Hetzereien wählen könnten. Das ist bekanntlich nicht der Fall. Seit dem Auftreten der anarchistischen Bewegung hat man ihr in der Schweiz auch Beachtung geschenkt. Die amtlichen Berichte, die zu verschiedenen Zeiten zuerst der Untersuchungsrichter Berdez und später der Bundesanwalt Müller über die anarchistischen Umtriebe in der Schweiz erstattet haben, legen Zeugniß dafür ab, daß auch die schweizer Behörden die Gefahren des Anarchismus nicht verkannt haben. Vor etlichen Jahren ist dann ein Gesetz zur Verabschiedung gelangt, das sich besonders gegen den Anarchismus wendet und anarchistische Hetzereien mit strenger Gefängniß- oder Zuchthausstrafe ahndet. Auch an Ausweisungen fremder Anarchisten hat es nie gefehlt. Im Jahre 1884 wurden auf Grund des Art. 70 der Bundesverfassung 14 ausländische Anarchisten aus dem Gebiet der Eidgenossenschaft ausgewiesen. Unter den fünf Deutschen befand sich auch Johann Neve.

— Drohender Krieg zwischen Argentinien und Chile. Wie der Draht meldet, hat die chilenisch-argentinische Grenzregulirungs-Kommission ihre Konferenzen geschlossen, weil man infolge Unvereinbarkeit der gegenseitigen Forderungen zu keiner Verständigung gelangen konnte. Der einzige Ausweg, welcher jetzt noch bleibt, ist der, daß beide Mächte sich einem Schiedsspruche unterwerfen, zu dessen Fällung nach der ganzen Lage der Dinge nur die Vereinigten Staaten berufen werden dürften.

Ob jedoch die Kontrahenten wirklich noch den Wunsch haben, ihre Streitigkeiten friedlich und schiedlich und nicht mit der Schärfe des Schwertes auszutragen, scheint uns sehr zweifelhaft. Auf beiden Seiten rüstet man schon seit längerer Zeit, denn auf beiden Seiten steht man vor dem Bankerott, dem man durch einen glücklich geführten Krieg zu entrinnen hofft. Argentinien hat bereits, obwohl es kein Geld besaß, um seine Gläubiger ganz zu befriedigen, trotzdem etliche neue Schiffe angekauft und soeben noch das auf einer englischen Werft erbaute Schulschiff „Presidente Sarmiento“ erworben. Die chilenischen Finanzen erlaubten zwar eine solche Flottenverstärkung nicht, doch vertraut man hier den kriegserprobten Veteranen aus dem peruanischen und den Bürgerkriegen, welche zum Theil von deutschen Exerciermeistern eingeübt worden sind; auch zählt die chilenische Marine einige gute Schiffe, mit denen man immerhin der argentinischen Flotte entgegentreten wird.

Sollte es wirklich zum Kriege kommen, so dürfen wir, ebenso wenig wie im spanisch-amerikanischen, große Treffen und heiße Kämpfe erwarten. Eine Reihe kleiner Scharmützel, einige Rencontres zur See und vielleicht der Sturz des einen oder anderen Präsidenten, das wird alles sein. Den Glanzeffekt kommt aber nachher mit einem großen Bankerott, dessen Kosten natürlich wieder die gutmüthigen Staatsgläubiger in Europa zu tragen haben.

Deutsche Päpste

Von
Alexius Becker.

Die Frage, ob nach dem Ableben des greisen Mannes, der augenblicklich in dem ewigen Rom die dreifache Tiara trägt, wohl ein Deutscher den Stuhl Petri einnehmen werde, hat in der letzten Zeit in nicht geringem Maße die Oeffentlichkeit beschäftigt. Da lohnt es sich gewiß der Mühe, den Reigen derer zu durchmustern, die trotz ihrer deutschen Abstammung dieser Würde theilhaftig geworden sind. Etwa dreihundert Statthalter Christi sind bisher in den Annalen des Pontifikats verzeichnet, und unter diesen giebt es eigentlich nur sieben, an deren deutscher Abkunft kein Zweifel gehegt werden kann.

Der erste derselben war Bruno von Kärnthen. Zu dieser Würde gelangte er zu einer Zeit, da das Papstthum jeglicher Hoheit und Selbständigkeit bar geworden war. Eigentlich lag die Herrschaft über Rom und somit auch über einen Theil der Christenheit damals in den Händen einiger einflußreichen Adelsfamilien, die nach Gutdünken oder, wenn andere Hilfsmittel fehlschlugen, durch Dolch und Gift den Stuhl Petri besetzten. Da wandte sich ein Theil des römischen Adels, dem selber daran lag, daß solchem Unwesen ein Ziel gesetzt werde, an König Otto III., um sich seiner Hilfe bei der eben bevorstehenden Papstwahl zu vergewissern. Das Ende der letzten Päpste war Grauen erregend gewesen: „Benedict VI. wurde nach einjähriger Regierung im Jahre 973 erdrosselt, Johannes XIV. verhungerte 985 im Kerker, Johannes XV., sein Nachfolger, endete 996 als Gefangener in der Engelsburg unter Meuchlerhänden.“ Otto III. schlug den Gesandten eben jenen Bruno von Kärnthen vor, und dieser war es in der That, der zuerst wieder dem Papstthum Ansehen und Einfluß zurückgewann. Als Gregor V. bestieg er den Stuhl Petri, sittenrein in seinem Lebenswandel, klug in seinen Entschlüssen, machtvoll in seinem Wirken. Das Streben Hugo Capets, der eben damals in Frankreich eine eigene gallikanische Kirche zu gründen gedachte, wußte er zu durchkreuzen. Eine Empörung, die Crescentius im Bündniß mit einer Clique römischer Adelsfamilien gegen ihn angezettelt, wurde kraftvoll mit Hilfe deutscher Truppen zum Schweigen gebracht. Crescentius und mit ihm die Häupter des Aufruhrs endeten auf dem Schaffot, und das deutsche Schwert trug den Sieg davon über römische Ränke. Auch sonst erwies sich Gregor V. als eifriger Förderer der Interessen seines Heimathlandes. Er war es, der Adalbert, den Bischof von Prag, dazu veranlaßte, den heidnischen Preußen im fernen Nordosten die Heilslehre zu verkünden; das große Kulturwerk, das dort unter unsäglicher Mühe und mit so vielem Blute erreicht wurde — diesem ersten deutschen Papste ist es zu danken. Dabei herrschten zwischen ihm und Otto III. ununterbrochen die herzlichsten Beziehungen. Niemals versuchte Gregor V. das Pontifikat über die Kaiserwürde zu stellen oder auch nur den uralten Einfluß zu lösen, den

heilige römische Reich deutscher Nation nach verbriefter Ueberlieferung auf den römischen Pontifex auszuüben berechtigt war. Da man in der Cäsarenstadt den gerechten kräftigen Mann weder ducken noch verderben konnte, suchte man sich seiner wenigstens zu entledigen. Als Otto III. wieder nach Rom kam, weilte sein treuer Gregor nicht mehr unter den Lebenden. Am 18. Februar 999 hatte er plötzlich seinen Geist ausgehaucht; die Fama behauptete, daß er an Gift gestorben sei.

Der zweite Papst deutscher Abkunft war Suidger, Bischof von Bamberg, der als Clemens II. den Stuhl Petri bestieg. Wieder war das Pontifikat in die frühere Ohnmacht zurückgesunken. Als König Heinrich III. im Jahre 1046 seinen Römerzug unternahm, fand er nicht weniger, als drei Päpste vor, die sich auf jede nur denkbare Weise untereinander befehdeten. Heinrich setzte sie ab und verlieh seinem deutschen Bischof die betreffende Würde, indem er sich gleichzeitig von der Bevölkerung Roms eidlich das Versprechen geben ließ, daß sie niemals gegen seinen Willen jemanden zum Papst wählen würden. Clemens selber führte ganz so, wie es sein hoher Schützer, der nunmehr zum Kaiser gekrönte Heinrich, erwartet hatte, in die sittlich verwilderte Siebenhügelstadt deutsche Zucht und Ehrbarkeit ein. Wieder herrschte das Germanenthum über die Kirche, und das Pontifikat begann von neuem einen günstigen Einfluß auf den Klerus auszuüben. Zumal ging Clemens dem gewissenlosen Schacher mit Pfründen hart zu Leibe. Welches Vertrauen man zu diesem deutschen Papste hatte, und eine wie eingreifende *Umgestaltung* der Kirche überhaupt man von ihm erhoffte, das geht aus einem *Sendschreiben* hervor, das ein ihm *gleichgesinnter* Geistlicher dankbaren Herzens *an ihn erließ*. Eine charakteristische Stelle daraus lautet nach Robert Falck *folgendermaßen*: „Dich gab uns der *allmächtige* Gott *an seiner Statt* gleichsam zur Nahrung; mit Dir waffnete er seine Kirche wider alle Angriffe ihrer Feinde. Suche daher, heiligster Herr, die jetzt geschmähte und mit Füßen getretene Gerechtigkeit wieder aufzurichten; handhabe so strenge die Kirchenzucht, daß der Hochmuth der Ruchlosen zu Falle komme, immer mehr erstarke der Demüthigen Hoffnung auf den Sieg des Guten." Leider war es Clemens nicht lange beschieden, in der von ihm angestrebten Richtung fortzuwirken. Schon im Oktober 1047 schied er aus dem Leben. Wie er seine deutsche Gemüthsart allzeit dazu bekannte, so wollte er auch in heimathlicher Erde bestattet sein. Im Dom zu Bamberg ruhen seine Gebeine — das einzige Grab eines Statthalters Christi, das überhaupt auf germanischem Boden angetroffen wird.

Peppo, Bischof von Brixen, war der dritte Papst deutscher Herkunft. Er wurde gleichfalls unter dem Einflusse Kaiser Heinrichs III. auf den Stuhl Petri gesetzt, starb aber bereits, nachdem er nicht ganz vier Wochen diese Würde innegehabt. Sein Nachfolger war als vierter in der Reihe der deutschen Päpste Graf Bruno von Nordgau, den die Geschichte als Leo IX. kennt. Aus elsässischem Adel *entsprossen* und dem Herrscherhause selber nahe verwandt, *hatte er in noch jungen* Jahren den bischöflichen Stuhl von Toul in Lothringen bestiegen. Schlicht in seinem Wesen und demüthig in der *Gesinnung, weigerte* er sich zuerst entschieden, dem Ruf, den sein *Kaiser an ihn gelangen* ließ, Folge zu leisten. Allein es galt, dem *Cliquenwesen jener römischen* Adelsfamilien, die seit Jahrhunderten das Pontifikat als *ihr* Monopol betrachteten, *einen* Damm zu setzen; es galt, der Christenheit zu beweisen, daß das Germanenthum auch in kirchlicher Hinsicht den übrigen Nationen nicht nachzustehen brauche. Solchen Vorstellungen gegenüber konnte der gerechte Sinn des deutschen Bischofs nicht verschlossen bleiben. Die gesammte Veranlagung seines Wesens erhellt schon daraus, daß er nicht in festlichem Aufzuge Rom betrat, sondern im Pilgergewande, barfuß, als Büßer. Auch Leo IX. *brachte das* Deutschthum innerhalb der römischen Sittenverwilderung zu *Ansehen und* Ehre. Das Pontifikat selber befand sich in der *schwierigsten politischen* Lage. *Während* es sich auf der einen Seite seines grimmigsten Widersachers, *der römischen Adelsclique, zu erwehren hatte*, mußte es vor den Thoren mit einem kühnen, starken Feinde, den Normannen, kämpfen. Leo gerieth sogar in die Gefangenschaft derselben, aber selbst diese wilden Schaaren wußte er durch seine echte Frömmigkeit, die Lauterkeit seiner Gesinnung und die Tüchtigkeit seines Wesens so für sich einzunehmen, daß sie ihn mit der größten Ehrfurcht behandelten. Er starb den 19. April 1054, eine der lautersten Gestalten, die je das Papstthum hervorgebracht, von nachhaltigem Einfluß auf die Entwickelung desselben trotz der politisch überaus trostlosen Lage, in der sich damals das Pontifikat befand, und der verhältnißmäßig knappen Spanne Zeit, die er als Statthalter Christi dieses hohen Amtes walten konnte.

Graf Eberhard von Caln, Bischof von Eichstädt, wurde vom Kaiser zum Nachfolger Leos bestimmt. Als Papst führte er den Namen Viktor II., in Gesinnung hielt er treu zu Kaiser und Reich. So wandelte er ganz in den Bahnen Leos IX., vermochte aber seine edlen Pläne nicht alle zur Wirkung zu bringen, da er schon im Juli 1058 aus dem Leben schied. Friedrich von Lothringen, Abt des berühmten Klosters Monte Cassino, war als Stephan IX. Viktors Nachfolger. Bemerkenswerth ist, daß er nicht etwa von dem Oberhaupte des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, sondern von Rom selber auf den Stuhl Petri berufen wurde. Auch er wandelte in dem Pfade, den seine deutschen Vorgänger angewiesen, aber auch er starb bald darauf. Und wiederum erwählte die Mehrzahl der Kardinäle zu ihrem Oberhaupt einen Deutschen, Gerhard, den Nachkommen eines burgundischen Geschlechtes. Er trug die Tiara vom Januar 1059 bis zum Juli 1061. Mit ihm sank der letzte der deutschen Päpste in das Grab, wenn man nicht etwa den Holländer Hadrian VI., der im Jahre 1522 das Pontifikat erlangte, gleichfalls dahin rechnen will. Auch bei einigen anderen Päpsten mag die Abstammung hin und wieder schwanken; allein bei jenen oben genannten sieben Männern ist sie geschichtlich verbürgt und auch durch die Gesinnung erwiesen. Sie sind leuchtende Erscheinungen in oft dunkler Umgebung, und der Katholizismus dürfte kaum den schweren Prüfungen, die ihm später beschieden waren, ausgesetzt gewesen sein, wenn sämmtliche Statthalter Christi sich diese sieben edlen Männer allzeit zum Vorbilde genommen hätten. Vor allem vergaßen sie niemals, daß sie Deutsche waren; das Wohl ihrer eigentlichen Heimath lag ihnen nicht minder am Herzen, als dasjenige der Kirche, die in ihre Obhut gestellt war. Mit Genugthuung wird der Deutsche jene Worte lesen, die Amatus, der ehrwürdige Mönch von Monte Cassino, in seiner Geschichte der Normannen geschrieben: „Ich werde," sagt er, „jetzt nicht mehr von den Nachfolgern der Päpste berichten, denn die Ehre ist von Rom gewichen, seitdem die Deutschen ausgegangen sind. Wollte ich von Wohl und Sitten der Anderen reden, so müßte ich unwahr werden oder, sagte ich die Wahrheit, mich dem Zorne der Römer aussetzen!"

Tageschronik.

— **Se. Durchlaucht Fürst A. K. Imeretinski** ist am Donnerstag mit der Warschau-Wiener Bahn in Ausland gereist und hat die Verwaltung des Generalgouvernements seinem Gehülfen, Stallmeister Fürst Obolenski, übertragen.

— **Die Eröffnung des Warschauer Polytechnikums** hat am Donnerstag um 11 Uhr Vormittags mit einer glänzenden Feier stattgefunden, bei der Se. Durchlaucht Fürst A. K. Imeretinski, der Direktor des Departements für Handel und Manufaktur W. J. Kowalewski, die Spitzen sämmtlicher Behörden und viele eingeladene Personen zugegen waren. Nach Schluß der gottesdienstlichen Handlung wandte sich Seine Durchlaucht an die Anwesenden mit folgenden Worten:

„Seiner Majestät dem Kaiser hat es gefallen, mein Gesuch um die Gründung eines Polytechnikums, dessen das hiesige an Handel und Industrie reiche Gebiet so sehr bedurfte, gnädig aufzunehmen. Das Allerhöchst gebilligte Projekt fand einen energischen und der Sache ergebenen Förderer an dem Finanzminister S. J. Witte, der sich der schwierigen Aufgabe unterzog: 1) die zum Unterhalt des Instituts erforderlichen Mittel zu beschaffen und 2) das Projekt selbst auf gesetzgeberischem Wege durchzuführen.

Die hiesige Gesellschaft nahte Sr. Majestät dem Kaiser mit der Bitte um Verwendung jener Million Rubel, die zur würdigen Verewigung des Besuchs des Erlauchten Kaiserpaares freiwillig gespendet worden war, zur Gründung eines Polytechnikums und drückte die Bereitwilligkeit aus, die zur Erbauung und Einrichtung des Instituts noch fehlende halbe Million zu beschaffen.

Als die Gründung dieser neuen Pflanzstätte höherer technischer Bildung in jeder Beziehung gesichert war, gestattete Se. Majestät der Kaiser Allergnädigst, der neuen Lehranstalt seinen Erlauchten Namen zuzueignen.

Dank den einmüthigen Bemühungen der Regierung und der Gesellschaft erhält der vor weniger als einem Jahr zuerst ausgesprochene Gedanke schon jetzt seine praktische Verwirklichung, und wir wohnen heute der Eröffnung des ersten Lehrjahrs im Warschauer Polytechnikum Kaiser Nikolai II. bei.

Ich erlaube mir, den hier versammelten Mitgliedern des *Baukomitees* den *Wunsch auszusprechen*, daß ihr Werk mit demselben Erfolg, mit dem es bisher geführt wurde, vollendet werden *möge; dem Lehrpersonal wünsche* ich vollen Erfolg in der schweren, *verantwortungsvollen Arbeit* der Ausbildung der seiner wissenschaftlichen Leitung anvertrauten Jugend. Ihnen aber, meine Herren Studirenden, wünsche ich von ganzem Herzen das Beste. Ich bin fest überzeugt, daß Sie nie vergessen werden, daß die Regierung und die Gesellschaft, die zu Ihrer Ausbildung Opfer am materiellen und intellektuellen Kräften bringen, das Recht haben, von Ihnen nutzenbringende, tüchtige Arbeit ausschließlich auf dem Gebiete dieser oder jener Spezialität, um derentwillen Sie in das für Sie eröffnete Institut eintreten, zu erwarten."

Darauf sprach W. J. Kowalewski im Namen des Finanzministers Sr. Durchlaucht dem Fürsten Imeretinski seinen Dank aus und bewillkommnete die Mitglieder des Baukomitees, das Lehrpersonal und die Studenten. Nach seinen Worten ist der Finanzminister durchdrungen von der Ueberzeugung, daß das Polytechnikum, durch die gnädige Fürsorge Sr. Majestät ins Leben gerufen, sich gedeihlich entwickeln, dem Lande tüchtige Männer der Arbeit geben und zu einer Pflanzstätte praktischen Wissens, das zur Hebung des Wohlstands des Landes beitragen wird, werden wird.

Darauf bestieg der Direktor des Instituts Professor Lagorio das Katheder und gab einen Ueberblick über die bisherige Arbeit des Baukomitees und alles das, was zur Einrichtung und Organisirung des Polytechnikums bereits geschehen, und rief zum Schluß den angehenden Studenten ernste Worte des Willkommens zu.

Der herrliche Aktus schloß mit dem Gesang der Nationalhymne, worauf folgendes Telegramm, das der Landeschef an Seine Majestät den Kaiser sandte, verlesen wurde:

„Seiner Kaiserlichen Majestät.

Das Warschauer Polytechnikum, das mit der gnädigen Erlaubniß Eurer Kaiserlichen Majestät gegründet und des Glückes, Ihren Erlauchten Namen zu tragen, gewürdigt ist, wurde heute eingeweiht und eröffnet. Im Namen aller bei der Feier anwesenden Vertreter der örtlichen russischen und polnischen Bevölkerung habe ich das Glück, den Ausdruck der Gefühle grenzenloser Dankbarkeit für das Geschenk, das das Land in dieser so dringend nothwendigen höheren Spezial-lehranstalt erhalten hat, zu den Füßen Eurer Majestät niederzulegen.

Generaladjutant
Fürst Imeretinski."

— **Seine Excellenz, der Herr Chef des Departements für Handel und Manufactur, Wirkl. Staatsrath Kowalewski** ist am Freitag Abend um 8 Uhr 44 Minuten abgereist.

— Der Herr Polizeimeister **Staatsrath J. W. Chrzanowski** hat vorgestern Mittag eine Urlaubsreise angetreten.

— Das **Curatorium der Lodzer Handelsschule** hat anläßlich der Eröffnung der Schule unter anderem folgende Telegramme abgesandt: An Seine hohe Excellenz den Finanzminister S. J. Witte, Berlin, Palasthotel.*)

„Dank dem hohen Willen Seiner Majestät und der aufgeklärten, weitsichtigen Initiative Eurer hohen Excellenz wird gegenwärtig eine Reihe von *Handelsschulen eröffnet*, die die bisher bestehende Organisation des öffentlichen Unterrichts ergänzen. Unter diesen Lehranstalten befindet sich seit heute auch unsere Handelsschule, die Seine Excellenz der Direktor des Departements für Handel und Manufaktur W. J. Kowalewski soeben eröffnet hat und die ihr Bestehen mit neun Klassen und 360 Schülern beginnt.

Im Namen aller Anwesenden, im Namen des pädagogischen Conseils, sowie im Namen der Eltern unserer Schüler und der ganzen Stadt erlauben wir uns, Eurer hohen Excellenz den Ausdruck des aufrichtigsten Dankes für das, was Sie für unsere Schule gethan haben, ergebenst zu übermitteln, und werden uns bemühen, das Vertrauen, das Sie auf uns gesetzt haben, indem Sie die Leitung der Schule in unsere Hände legten, zu rechtfertigen.

Das Curatorium der Lodzer
Handelsschule."

„Herrn Commerzienrath Eduard Herbst, Zoppot.

Lebhaft bedauernd, daß die Eröffnung der hiesigen Commerzschule sich in Abwesenheit des hochgeschätzten Aeltesten der Kaufmannschaft und Präses des Schulcuratoriums vollziehen muß, ist es uns eine angenehme Pflicht, am heutigen Tage vor Allem Ihrer als des thatkräftigsten und unermüdlichen Förderers dieses für die Stadt Lodz und das ganze Land so hochwichtigen Institutes in Dankbarkeit zu gedenken, und Sie im Namen aller Anwesenden herzlich zu begrüßen, in der Hoffnung, daß unter Ihrer Leitung die junge Schule in jeder Beziehung gedeihen und die auf Sie gesetzten Erwartungen in vollem Maße erfüllen wird.

Kowalewski
J. Kunitzer
A. Biedermann
M. Silberstein
J. K. Poznański
A. Hoffrichter
E. Garschin."

Glückwunschtelegramme liefen unter anderem ein:

Von Seiner Excellenz dem Herrn Gouverneur von Petrikau:

«Попечительному совѣту Лодзинскаго коммерческаго училища, Лодзь.

Приношу поздравленіе и душевное пожеланіе всякаго добраго успѣха новому разсаднику образованія Лодзинскаго юношества. Къ сожалѣнію экстренныя дѣла службы не позволяютъ мнѣ сегодня отлучиться изъ Петрокова.

Губернаторъ Миллеръ».

(Ich gratulire und wünsche der neuen Pflanzstätte der Bildung für die Lodzer Jugend von Herzen allen guten Erfolg.

Leider verhindern mich außergewöhnliche dienstliche Angelegenheiten, Petrikau heute zu verlassen.

Gouverneur Miller.)

Von Baron Leopold Kronenberg:

„Ich bedauere sehr, nicht kommen zu können, und sende dem durch Ihre Bemühungen ins Leben gerufenen Institut meine besten Wünsche.

Kronenberg."

— Vom Kriegsminister sind den verschiedenen Truppencommandeuren in den Bezirken folgende **Anträge des Protopresbyters der Armee und Flotte** zur Begutachtung übersandt worden: 1) in jedem Truppentheil, in welchem sich ein etatmäßig angestellter Geistlicher befindet, eine eigene Kirche zu erbauen; 2) aus den Capitalien der Rotten, für die Rotten- und Escadronsbibliotheken von der geistlichen Censur befürwortete Broschüren geistlich-sittlichen Inhalts zu verschreiben; 3) für jede Garnison besondere Militärkirchhöfe anzulegen; 4) die Quartiergelder für die Militärgeistlichkeit zu erhöhen; 5) zu verbieten, daß in den Officiersclubs am Vorabend der Sonn- und Feiertage Tanzabende veranstaltet werden; 6) nicht zu gestatten, daß die Militärorchester in den öffentlichen Gärten und Vergnügungsetablissements am Vorabend der Feiertage bis spät in die Nacht hinein spielen.

— Wie dem „Сынъ Отеч." mitgetheilt wird, ist in den betreffenden Sphären die Frage angeregt worden, darum nachzusuchen, daß nach dem Muster der Sonntagsschulen **hebräische Sonnabendschulen** eröffnet werden, in welchen den ungebildeten Hebräern hauptsächlich die Erlernung der Russischen Sprache beigebracht werden soll.

— Im Namen der 5000 in Warschau lebenden **österreichischen Unterthanen** hat das dortige österreichisch-ungarische Consulat an den Grafen Goluchowski ein Telegramm mit dem Ausdruck des innigsten Beileids und treuunterthänigsten Mitgefühls mit dem Schmerz, der Kaiser Franz Josef betroffen hat, abgesandt.

— Im **Warschauer Polytechnikum** haben im Ganzen 267 Studenten Aufnahme gefunden, die sich nach den Kategorien der Lehranstalten, die sie bisher besucht haben, vertheilen wie folgt:

Aus Universitäten und anderen höheren Lehranstalten . . .	82 —	30,7%
aus Realschulen	84 —	31,5%
aus klassischen Gymnasien . .	86 —	32,2%
aus der Lodzer höheren Gewerschule	12 —	4,5%
aus den Cadettencorps . . .	3 —	1,1%
Zusammen	267 —	100%

174 Personen, d. h. 65,2% der Gesammtzahl, kommen aus Lehranstalten des Warschauer Lehrbezirks.

Nach der Confession zerfallen die Studenten in

Orthodoxe	27 —	10,1%
Katholiken	187 —	70%
Evangelische	12 —	4,5%
Armenisch-Gregorian. Conf. . .	1 —	0,4%
Israeliten	40 —	15%

— In diesen Tagen hat die **Sanitätspolizei des Lodzer Kreises** die örtliche Geistlichkeit circulariter ersucht, das Volk in den Kirchen zur Befolgung der hygieinischen Vorschriften aufzufordern. Dies erscheint namentlich zur jetzigen Zeit, wo unter den Kindern ansteckende Krankheiten, wie Scharlach, Masern, Keuchhusten und Darmkrankheiten herrschen, dringend nothwendig.

— **Ueber eine raffinirte Heirathsschwindlerin** wird der „Königsb. Hart. Ztg." aus Allenstein in Ostpreußen geschrieben: Eine gewisse Aniela Dzialoszynska treibt in den hiesigen polnischen Blättern, unter anderen auch in der hier erscheinenden „Gazeta" ihr Unwesen. In einem Heirathsgesuch giebt sie an, Wittwe zu sein und 12,000 Rubel zu besitzen. Einmal heißt es, sie wohne in Lodz, dann wieder in Zgierz und schließlich in Pabianice. Sie will aus Preußen stammen und nach Preußen heirathen, um wieder hiesige Unterthanin zu werden. Da es bei uns nun auch Liebhaber von 12,000 Rubeln giebt, so darf man sich nicht wundern, daß einige Herren, wie auch ältere Wittwer, auf die Annonce hineinfielen. Einer der Herren besuchte sogar die Wittwe in Posen, die ihm nun vorredete, selbst nach dem Ermlande kommen zu wollen, sobald sie ihr Geld von der Warschauer Bank erhoben hätte. Gewöhnlich schreibt Aniela, sie sei zwar reich, verlange aber 60 M. Reisevorschuß, damit man sie nicht auslache. Sie wolle sich dann ihren Zukünftigen ansehen. Jungen Bewerbern schreibt sie, sie wolle gerade einen jungen Ehemann, älteren Wittwern mit Kindern wieder redet sie vor, daß sie Kinder sehr liebe, weil sie selbst keine besitze. Man hat es hier offenbar mit einer ganz abgefeimten Schwindlerin zu thun, die nicht wenig Dumme ins Garn locken mag, weil ihr Heirathsgesuch von Zeit zu Zeit immer wieder in den verschiedensten Zeitungen auftaucht.

— **Im Informations-Bureau des hiesigen christlichen Lehrer-Vereins** werden Behufs Ertheilung von Auskunft über Unterricht ertheilende resp. suchende Personen im Laufe der künftigen Woche Abends von 7 — 8 Uhr dejouriren:

Montag: Herr Zychlewicz,
Dienstag: Herr Stefanski,
Mittwoch: „ Stein,
Donnerstag: „ Czajkowski,
Freitag: „ Wolczaski,
Sonnabend: Frau M. Berlach.

— Die **Verwaltung der Telephon-Station** hat die Preise für Installation von Telephonen in Fabriken und Wohnungen um 20% ermäßigt. Würde dieselbe eine gleiche Ermäßigung auch Betreffs des Abonnementspreises eintreten lassen, so würde die Zahl der Abonnementen sich sicher riesig vermehren.

— Das Seitens des Vereins Lodzer Cyklisten für den Wohlthätigkeits-Verein arrangirte **Kirmeß- und Confettifest** war in Folge des plötzlich eingetretenen empfindlich kühlen Wetters nicht so gut besucht, wie man erwartet hatte. Bis gegen 9 Uhr schien es, als ob das Fest überhaupt nicht zu Stande kommen würde, denn es trafen nur sehr spärlich die Besucher ein und erst in der zehnten Stunde fing sich der Platz zu füllen an. Die Herren Cyklisten hatten alles Mögliche gethan, um dem Publikum Amüsement zu verschaffen und viele derselben waren in der aufopferndsten Weise am Caroussel, an der Schießbude, im Museum für Alterthümer und in der Menagerie bestrebt, Besucher anzulocken, andere wieder bemühten sich, den Besuchern und besonders den Damen, die sich anfänglich sehr reservirt verhielten, Lust zu machen, sich an dem Confettiwerfen zu betheiligen und wieder andere suchten in gelungener Verkleidung ihre Waaren an den Mann zu bringen. So war u. A. Herr N. ein vortrefflicher Bonbon-

*) Wir geben das französche Original in deutscher Uebersetzung wieder. Die Red.

hirsch und Herr M. ein Zeitungsverkäufer par excellence, die beide viel Heiterkeit hervorriefen und jedenfalls auch gute Geschäfte gemacht haben dürften.

Nachdem die Damen warm geworden, das heißt von den Herren tüchtig bombardirt worden waren, gingen sie ebenfalls zum Angriff über und es entwickelte sich an allen Punkten ein lebhaftes Gefecht, in welchem das starke Geschlecht öfters geschlagen wurde und die Flucht ergreifen mußte. Nachdem das Fest vorüber war, machte der Platz den Eindruck, als ob bunter Schnee gefallen sei, denn er war über und über mit Confetti, bunten Papierstreifen und dito Schmetterlingen bedeckt.

Amüsirt hat sich das Publikum vortrefflich und sollten noch warme Abende kommen, so möchten wir zu einer Wiederholung dieses gelungenen Festes rathen; die Betheiligung würde entschieden eine sehr bedeutende sein.

— Zu Mitgliedern des Jahrmarkts-Comités für den bevorstehenden **Hopfenjahrmarkt** in Warschau sind gewählt worden: Graf K. Branicki, K. Haberbusch, R. Machleid, W. Stankiewicz, J. Nawicz und A. Helbig.

— **Dank.** Durch Vermittelung des Herrn Gustav Schweigert erhielt der Lodzer christliche Wohlthätigkeits-Verein Rbl. 10., gesammelt bei dem Schützenfeste, für welche Spende der Verwaltungsrath des Vereins hiermit bestens dankt.

— **Vergnügungs-Anzeiger:** Helenenhof: Auftreten der Indischen Fakire und Concert der Kapelle des 37. Infanterie-Regiments; Abends Brillant-Feuerwerk.

Meisterhaus: Militär-Konzert.

Waldschlößchen: Kaffee-Konzert und Familien-Tanzkränzchen;

Restaurant Ryszak: Unterhaltungsmusik;

Lindengarten: Konzert der österreichischen Damen-Kapelle „Rheingold."

Panorama: (Passage Schultz) „Die Schlacht bei Villiers."

Konzerthaus: Im Restaurant: Täglich Concert der Damen-Kapelle Muus. Im Saale: Tanzkränzchen;

Bedoń: Restaurant Podgórski: Heute, Morgen und Uebermorgen: Kirmeßfest.

Neueste Nachrichten.

Wien, 15. September. Die „Neue Freie Presse" theilt mit, die Jungczechen hätten in ihrem eigenen und im Namen der feudalen Großgrundbesitzer vom Grafen Thun gefordert, daß er endlich zu einer That schreiten solle, widrigenfalls sie sofort in die Opposition treten. Unter einer „That" verstehen die Jungczechen Maßnahmen zur Föderalisirung Oesterreichs. Finanzminister Kaizl hat dieser Tage mit den jungczechischen Parteihäuptern verhandelt und ihnen im Namen des Grafen Thun versprochen, daß dieser, wenn die Obstruction der Deutschen fortdauere, woran nicht zu zweifeln sei, die verlangte „That" alsbald ausführen werde.

Triest, 15. September. Im Laufe des gestrigen Tages kam es in Nabresina zu Ausschreitungen gegen italienische Arbeiter. Etwa 300 Slovenen drangen in zwei italienische Arbeiterwerkstätten, zerbrachen die Fensterscheiben und zerstörten das Mobiliar der Kanzlei. Weitere Ausschreitungen wurden durch Gendarmen verhindert, welche 11 Verhaftungen vornahmen. Inzwischen sind in Nabresina Gendarmerieverstärkungen und zwei Kompagnien Militär zu deren Unterstützung eingetroffen. Auch die hiesige Garnison wurde verstärkt. Am Abend wurde die Ordnung weder hier noch in Nabresina gestört.

Paris, 15. September. „Gaulois" meldet, es sei wahrscheinlich, daß die Mehrheit des Kabinets sich doch dem Beschluß des Justizministers Sarrien fügen werde, wie auch dessen Beschluß sein möge. Wenn Sarrien sich zu Gunsten der Revision ausspreche, werde nur die Demission des Kriegsministers Zurlinden erfolgen.

Paris, 15. September. Der royalistisch-klerikale Abgeordnete Baudry d'Asson fordert Brisson in einem Briefe auf, das Parlament zusammenzurufen, um über die Revision im Dreyfus-Proceß zu entscheiden. Sollte seinem Ersuchen nicht Folge geleistet werden, so würde er in der ersten Sitzung an die Regierung eine Anfrage stellen und eine Gesetzesvorlage einbringen, nach der alle Verräther und Beschimpfer der Armee erschossen werden sollen.

Paris, 15. September. Die Bewegung zu Gunsten der Revision des Dreyfus-Processes ist derart erstarkt, daß Faure einzulenken beginnt; aus der Umgebung des Präsidenten wird heute versichert, Faure werde sich der Revision nicht widersetzen.

Rom, 15. September. Der Postminister hat die Postämter angewiesen, alle zur Beförderung aufgegebenen Drucksachen und Handschriften auf solche mit aufrührerischem Inhalt durchzusehen. Alles Verdächtige soll ohne weiteres den Gerichten übergeben werderden.

Lausanne, 15. September. Der hier am Tage vor dem Attentat Lucchenis wegen Landstreicherei verhaftete Calducci ist jetzt als gefährlicher Anarchist erkannt worden. Er hat mehrere Tage mit Lucheni zusammen gewohnt, und man glaubt, daß er den Griff des Mordwerkzeuges Lucchenis angefertigt hat. Die Papiere, die man bei Calducci gefunden hat, sind nicht sein Eigenthum. Ein anderer hier verhafteter Anarchist namens Barbetti steht gleichfalls stark im Verdacht, ein Komplize Lucchenis zu sein. Calducci und Barbetti sind nach Genf geschafft worden.

Madrid, 15. September. Das Bureau der Kammer legte der Königin-Regentin das Gesetz zur Unterschrift vor, welches die Regierung zur Abtretung von Gebietstheilen in den Kolonien ermächtigt.

Athen, 15. September. Die Regierung richtete an die Christen auf Kreta ein Telegramm, in welchem sie dieselben zur Ruhe ermahnt.

Peking, 15. September. Marquis Ito ist gestern in Tientsin angekommen und wird binnen kurzem hier erwartet. Die Chinesen bringen diesen Besuch in Zusammenhang mit einem Schutz- und Trutzbündniß zwischen Japan und China. Es heißt, Marquis Ito sei beauftragt, unter der Hand Untersuchungen anzustellen und darüber zu berichten, ob die Möglichkeit vorhanden ist, daß China den verlorenen Einfluß wiedergewinne und ein brauchbarer Bundesgenosse werde. Zweifellos ist hier in der letzten Zeit eine starke Neigung zu Japan hin eingetreten, dessen Reformen der Kaiser von China aufmerksam studirt. — Ein kaiserliches Edikt weist den Direktor Hu der Nordbahn an, den Bau einer Zweiglinie nach dem westlichen Hügelland zu beginnen; vor kurzer Zeit hatten die Engländer versucht, einen Kontrakt für die Linie zu erlangen.

Telegramme.

München, 16. September. Beängstigende Gerüchte über den Prinz-Regenten Luitpold sind vermuthlich darauf zurückzuführen, daß der Prinz bei seiner Rückkehr aus dem Jagdgelände sehr schlecht aussah, langsam und mit Unterstützung seines Adjutanten das Coupee verließ und dann mit dem Grafen von Lerchenfeld in einem geschlossenen Wagen zur Stadt fuhr, während er sonst sich sehr elastisch bewegte und stets im offenen Wagen fuhr.

München, 16. September. Der Prinz-Regent unternahm heute Vormittag eine längere Rundfahrt durch die Stadt, besuchte die Ausstellung der Secession, nahm ein Bad im Maximiliansbad und wird sich heute Abend zur Theilnahme an den Beisetzungsfeierlichkeiten nach Wien begeben.

Karlsruhe, 16. Sept. Die Nachricht, daß auf den Großherzog von Baden während des Manövers ein Attentat verübt sei, durchlief heute die Stadt. Genaueste Erkundigungen ergaben jedoch, daß dieses Gerücht sich nicht bestätigt.

Wien, 16. September. Trotz der ungeheuren Menschenmenge, welche anläßlich der Einholung der Leiche der Kaiserin die Straßen in Wien füllte und eine nie gesehene Zahl erreichte, herrschte überall die größte Ordnung. Von einigen unerheblichen Vorfällen abgesehen, werden keinerlei Unglücksfälle gemeldet. Heute früh nahm der Bischof von Veszprim, als Kanzler der Königin von Ungarn, die erste der sogenannten kleinen Einsegnungen der Leiche der Kaiserin Elisabeth vor. Hierauf wurde der Bevölkerung der Zutritt zu der auf einem Schaubette in geschlossenem Sarge ausgestellten Leiche der Kaiserin Elisabeth gestattet. An drei Altären werden bis zum Mittag unausgesetzt von halber zu halber Stunde heilige Seelenmessen gelesen. Das erste Requiem celebrirt am Dienstag Kardinal Grusch, das zweite der Fürstprimas Vaszary, das dritte Kardinal Schönborn-Prag.

Wien, 16. September. Der Kaiser fuhr ungesehen und unerkannt um halb zehn Uhr auf Umwegen in die Burg, wohin sich seine beiden Töchter, die Schwiegersöhne und zwei Enkel, Prinz Georg und Erzherzog Augustin, schon früher begeben hatten. Der Kaiser blieb bis halb elf Uhr in seinen Appartements. Zu dieser Stunde begab er sich über die Botschaftertreppe ins Vestibule und harrte dort mit den beiden Töchtern und ihren Gatten über eine Viertelstunde bei offener Thür auf das Eintreffen des Leichenwagens. Sonst war kein Mensch zugegen. Dumpf hallten in der lautlosen Stille die Glocken aller Kirchen von Wien, und ununterbrochen schluchzten unter ihren Schleiern die beiden Erzherzoginnen. Der Kaiser aber hielt aus, man bemerkte wohl, daß ihm seine Haltung einen ungeheuren Kampf kostete, aber er blieb Herr seiner Bewegung; als der Sarg über die Stufen an der Außenseite der Botschaftertreppe heraufgetragen wurde, ging er ihm einige Schritte entgegen, und die Träger hemmten, oben angekommen, bei seinem Anblick den Schritt. Es war eine stumme Szene von ergreifendster Wirkung, dies Wiedersehen nach kurzer Trennung. Der Kaiser selbst gab das Zeichen, daß der Sarg durch das Vestibule in die Kapelle getragen werde und folgte dicht hinter demselben. Auch Prinzessin Gisela zeigte viel Seelenstärke und schritt schluchzend hinterher. Erzherzogin Valerie dagegen wankte und mußte von ihrem Gatten gestützt und geleitet werden. In die Kapelle folgten nur die Persönlichkeiten, welche die Leiche der Kaiserin aus der Schweiz in die Heimath begleitet hatten, denen der Kaiser beim Wiedersehen gleichsam zum Danke die Hand reichte. Hofburgpfarrer Mayer nahm nun die Einsegnung vor, welche etwa eine Viertelstunde dauerte und der der Kaiser stehend, die Erzherzoginnen knieend, im Gebet versunken, beiwohnten. Als der Kaiser die lateinischen Worte hörte, die ihm schon so oft bei ähnlichem Anlasse schmerzlich ins Ohr geklungen und die nun seiner theuren Lebensgefährtin galten, schien es, als wolle ihn die mühsam aufrecht erhaltene Fassung verlassen. Es war bis dahin blaß gewesen; nun stiegen Blutwellen in seinem Antlitz auf, und er bedeckte die Augen mit der rechten Hand. Aber er überwand sich auch diesmal und stand, wenn auch in gezwungener Haltung, bis zum Schlusse aufrecht da. Die Erzherzoginnen küßten beim Verlassen der Kapelle den Sarg, und um $^1/_4$12 Uhr fuhren der Kaiser und die Uebrigen nach Schönbrunn zurück.

Wien, 16. September. Die Wiener Bevölkerung strömt seit 8 Uhr früh in gewaltiger Menge zur Hofburgpfarrkirche, um von den dort aufgebahrten irdischen Resten der unvergeßlichen Kaiserin Abschied zu nehmen. Die Leiche der Verewigten ruht in einem einfachen, braunen, geschlossenen Metallsarge, welcher keinerlei Zierrath aufweist. Den einzigen Schmuck bildet ein goldenes Kreuz in der Mitte. Schwarzer, golddurchwirkter Brokat bedeckt den Sarg, auf dem nur 4 Kränze der Kinder und Enkel der Verewigten liegen. Die übrigen sehr zahlreichen Kränze liegen längs der Kirchenwände. Die Leiche liegt mit den Füßen nach dem Hochaltar, mit dem Kopf nach dem Eingang der Kirche hin. Zu Häupten des Sarges liegen Kaiserkrone, Königskrone, der Erzherzoghut, die Insignien des Sternkreuzordens in Brillanten und andere Ehrenzeichen in Brillanten, welche die Kaiserin besaß, im Ganzen etwa zehn. Zu Füßen des Sarges liegt ein schwarzer Spitzenschleier und ein Paar weiße Handschuhe. An den vier Ecken des Katafalks halten Leibgardisten mit gezogenen Degen Ehrenwache. Das Publikum wird in Abtheilungen zu 30 bis 40 Personen eingelassen. Um 10 Uhr früh zählten die angesammelten Menschenmassen bereits nach Zehntausenden.

Paris, 16. September. Es darf nunmehr mit Sicherheit erwartet werden, daß den Versuchen und Bestrebungen, die Aufhellung des ungeheuerlichen Gewirres von Rechtsbeugungen, Gewaltmaßregeln und Fälschungen, aus dem die Dreyfus-Angelegenheit besteht, zu erschweren und zu vereiteln, ein Ziel gesetzt wird. Zahlreiche Pariser Blätter melden heute übereinstimmend, Sarrien werde in dem morgen stattfindenden Ministerrathe mittheilen, daß er die Dreyfus-Acten der zuständigen juristischen Commission übergeben habe, welche das Revisionsverfahren einleiten werde. Mit Ausnahme des Kriegsministers Zurlinden, welcher zweifellos demissionire, würden sämmtliche Minister dem Vorschlage Sarriens zustimmen. Dem Matin zufolge beruht der Revisionsbeschluß Sarrien's auf dem Studium des Protokolls der Geständnisse Henry's, sowie auf der noch von Cavaignac angeordneten neuen Prüfung des Bordereaus, welche selbst Cavaignac überzeugt haben soll, daß Dreyfus nicht als Urheber des Borderaus angesehen werden könne. Es heißt, Brisson werde selbst das Kriegsportefeuille und Vallé das des Innern übernehmen.

Paris, 16. September. Bei der Manöver-Schlußrevue versagte der auf der Ehrentribüne anwesende sozialistische Deputirte Breton den Gruß, als alles vor der Fahne das Haupt entblößte, Man warf ihm den Hut herunter und traktirte ihn mit Stockschlägen.

Angekommene Fremde.

Grand Hotel. Herren: Koß aus Königsberg, Stawinski aus Jelisawetgrad, Klekawski aus Warschau, Müller aus Gladbach, Spengler aus Gießen.

Hotel de Pologne. Herren: Rokossowski und Eichler aus Petersburg, Kempinski aus Warschau, Lewinski aus Wilna.

Hotel Hamburg. Herren: Kleiner aus Charkow, Kleimann aus Berdyczew.

Hotel Europe. Herren: Dangelewicz aus Kowno.

Nachstehende Telegramme konnten vom Telegraphenamt theils wegen mangelhafter Adresse, theils aus anderen Gründen nicht zugestellt werden:

Kowalewski aus Warschau, Wolf aus Sewersk, Gurewicz aus Beschecka, Sonberg aus Aman, Hetschel aus Kielce, Sonberg aus Aman, Heimann aus Warschau.

Anmerkung: Personen, welche eine von den oben angegebenen Depeschen in Empfang nehmen wollen, sind verpflichtet, dem Telegraphenamte eine entsprechende Legitimation vorzulegen.

Getreidepreise.

Warschau, den 15. September 1898.
(in Waggon-Ladungen pro Pud Kopeken

Weizen.				
Fein	von	109	bis	110
Mittel	"	108	"	108
Ordinär	"	—	"	—
Roggen.				
Fein	"	81	"	82
Mittel	"	—	"	—
Ordinär	"	—	"	—
Hafer.				
Fein	"	82	"	89
Mittel	"	75	"	80
Ordinär	"	63	"	68
Gerste.				
Fein	"	—	"	—
Mittel	"	—	"	—

Coursbericht.

Berlin, den 17. September 1898.
100 Rubel — 216 Mk. 70
Ultimo — 216 Mk. 70

Warschau, den 17. September 1898.

Berlin	46	27
London	9	39
Paris	37	45
Wien	78	70

Warschau, den 16. September 1898.

Wechsel	Für	Discont	Brief	Geld	Gemacht
Berlin	100 M.	4	—.—	—.—	46.22$^1/_2$
London	1 Lstrl.	$2^1/_2$	—.—	—.—	—
Paris	100 Fr.	2	—.—	—.—	—
Wien	100 fl.	4	—.—	—.—	—
Petersburg	100 Rs.	4	—.—	—.—	—



Das Seegespenst.

Erzählung
von
Gustav Löffel.

Es war eine Nacht auf dem Meere und der Himmel mit Wolken bedeckt. Tiefe Finsterniß lag über dem Wasser. Wir segelten mit einem mäßigen Nordostwinde vor der gefürchteten Bucht von Biscaya vorüber. Acht Glockenschläge hatten die Mitternachtsstunde verkündet und einen Wechsel der Wache herbeigeführt, die sich auf Seeschiffen bekanntlich von vier zu vier Stunden ablöst. Unser Erstaunen über dieses friedliche Dahingleiten über Meeresflächen, welche sonst der Schauplatz der heftigsten Stürme sind, war nicht gering. Sollten wir wirklich einmal im Leben an der sogenannten „Todtenbucht" ungefährdet vorbeikommen?

Eben noch hatte der Ausguck auf dem Vorderkastell: „Alles wohl!" gemeldet. Wir standen, mehrere von uns, beisammen an der Steuerbord-Reeling und tauschten im Flüstertone unsere Erlebnisse aus. Da plötzlich kam ein weißes Etwas über das nachtdunkle Meer daher, begleitet von einem helltönigen Rauschen, wie wenn ein Hagelschauer niedergeht. Und nun stoben wir alle mit lautem Geschrei auseinander. „Ein Squall! Ein Squall!" scholl es über das Deck hin. Einander überstürzende Kommandos folgten vom *Heck her, wo der erste Steuermann die Wache hielt.* Wären wir demselben nicht zuvorgekommen, so hätte der jetzt *plötzlich* ausbrechende Sturm, der uns von Osten her traf, unser Schiff *zum Kentern gebracht.* Zwar *legte es sich noch ganz* auf die Seite, aber die die Segel haltenden Taue waren gekappt (durchgehauen) oder gelockert, während eine halbe Umdrehung des Steuerrades sie gegen den Wind aufbrachte, derart, daß sie vom Sturme seitlich getroffen und nun ordentlich „ausgeschüttelt" wurden, wie man sagt.

Das Schiff richtete sich langsam wieder auf.

Auch das bauschige Emporziehen wurde noch vom Deck aus bewirkt. Dann aber folgte die viel schwierigere Arbeit des Segeleinnehmens und Reffens, zu welchem, da dieses möglichst schnell ausgeführt werden mußte, „alle Hände auf Deck" beordert wurden.

Nun ging es an den Wanten hinauf und dann die Raaren entlang — eine halsbrecherische Arbeit und in solcher Sturmnacht geradezu lebensgefährlich.

Durch das Heulen und Kreischen des Sturmes in der Tagelage und das Brausen, Zischen und Donnern der immer höher gehenden Wogen klang hell und markig unser „Hoyho!" mit welchem jede Bewegung des Emporziehens des Segeltuches mit den Händen begleitet wird.

Da erscholl von der Höhe des Topmastes ein Schrei, so markdurchdringend und entsetzlich, wie ihn ein Mensch nur *einmal* im Leben *ausstößt,* *im* Augenblick seines jähen Todes. Und dann hieß es: „Mann über Bord!" Einer rief es dem andern zu, Die an Deck Zurückgebliebenen *warfen sofort mehrere am Reeling befestigte Korkringe* nach der Seite ins Meer hinaus, von welcher der Schrei laut geworden. Es war das Einzige, was wir thun konnten; an Rettung war *nicht zu denken.* Wer der *Unglückliche* war, konnte vorläufig noch nicht festgestellt werden, denn die Disziplin über alles! Zuerst mußte die Arbeit des Segeleinnehmens und -Reffens beendet sein. Dann kamen wir nach und nach alle wieder an Deck. Und nun fragte einer den Andern, aber keiner wußte etwas Genaues. Wir mußten warten, bis alle beisammen waren. Eine wiederholte Anfrage, ob noch jemand oben sei, die durchs Sprachrohr geschah, blieb unbeantwortet. Und nun ergab der Namensaufruf, daß Tom Dunstan fehlte, ein hübscher, junger Mann *und* der beliebteste Kamerad *in* der ganzen Meßgenossenschaft. Auf einmal kam es uns allen schmerzlich zum Bewußtsein, *was wir an ihm verloren.* Immer heiter, lebensfroh, kein Spieler, Trinker, Flucher oder *desgleichen,* war er ein Mensch, den jeder gern haben mußte. Er galt *bei* Kameraden und Offizieren als das Muster eines Matrosen, und da es *bekannt* geworden, daß er zu Hause eine alte Mutter hatte, für die er sorgte, wie auch ein Feinsliebchen, an dem er mit ganzer Seele hing, so fühlten wir doppelt für ihn. Herr Gott, so jung, so lebensfroh, mit dieser Liebe im Herzen — und nun durch einen einzigen Fehlgriff, eine unbedachte Bewegung hineingestürzt in das brüllende Chaos, hinab in das Wellengrab, das sich so schnell über dem Unglücklichen geschlossen, daß von dort kein Laut mehr heraufgedrungen! Natürlich blickten wir noch eine Zeit lang suchend und viele mit thränenfeuchten Augen auf das Meer hinaus, aber vergebens. Ueber wem diese berghohen Wellen zusammenbrechen, der ist begraben. Arme Mutter! Armes liebes Bräutchen! Frohe Heimkehr hattet ihr ihm bei der Ausfahrt gewünscht. Der seht ihr jetzt noch auf Monate hinaus entgegen. Und während ihr noch für ihn betet und der seligen Stunden gedenkt, die ihn zurückführen sollen in eure weitgeöffneten Arme, treibt seine Leiche im weiten, weiten Ozean, ein Raub für Fische und Albatrosse!

Befremdlich an der ganzen Sache war, daß niemand an seiner Seite gearbeitet haben und Zeuge seines Absturzes gewesen sein wollte. Freilich, die Nacht war stockfinster. Ein Jeder hatte ganz auf sich selbst zu achten, um nicht ein gleiches Schicksal zu erleiden. Möglich war deshalb, daß keiner so recht wußte, wer, auf der Raae liegend und mit beiden Händen nach unten greifend, sein Nachbar gewesen, aber sehen und hören hätte doch einer müssen, wie sein Nachbar von seiner Seite verschwand, denn sein Todesschrei hatte Sturm und Meeresbrausen übertönt, ja es war, als hätte man ihn auf Meilen in der Runde vernehmen müssen. Wer war dieser eine und warum schwieg er? War er nur auf Selbstrettung bedacht gewesen und schämte er sich seines Verhaltens einem Kameraden gegenüber, den er mit einem kühnen, allerdings gewagten Griff vielleicht hätte retten können? Man sprach weiter nicht darüber, aber jeder dachte sein Theil, und so kam es, daß einer den andern mit Mißtrauen ansah. — Nun, auch das ging vorüber. Tom war aus unserer Mitte gerissen, war in Erfüllung seiner Pflicht im Kampf mit feindlichen Elementen den Heldentod gestorben. Ehre seinem Andenken!

Etwa vierzehn Tage waren seit der Katastrophe vergangen und das Interesse daran mehr und mehr in den Hintergrund getreten, als in eben solcher Sturmnacht wieder ein, Sturm und Wellen übertönender Angstschrei uns alle mit Entsetzen lähmte. Diesmal waren wir aber nicht oben auf den Raaen, sondern unten an Deck. Die Signalpfeife ertönte, und alles lief zu Hauf. Die Wellen gingen zum Theil über das Schiff hinweg, und so konnte es wohl geschehen, daß einer oder der andere ergriffen oder über Bord gespült worden war.

Zum Glück war das nicht der Fall, dagegen *fanden* wir Jack Tyler bewußtlos an Deck liegen. Er blutete aus einer Kopfwunde, die er sich beim Aufschlagen an einer scharfen Kante zugezogen haben mochte. Das war *nun nichts* Schlimmes *weiter. Jack wurde nach seiner Koje getragen und von* dem Kapitän, der zugleich Schiffsarzt war, ins Leben zurückgerufen. Nun aber kam das Schreckliche:

Jack Tyler bekundete eine furchtbare Angst. Er sagte, er hätte Tom Dunstan am Hauptmast lehnen gesehen, klar und deutlich, wie wenn er noch unter den Lebenden weilte. Starr, mit verglasten Blicken habe er ihn angesehen, und da sei er vor Schreck in Ohnmacht gefallen. Wären wir jetzt Landratten gewesen, so würde ihm das wohl keiner geglaubt haben, aber wir Seeleute haben nun einmal unseren Aberglauben, von dem uns nichts abbringen kann, und unsere Geschichten von Seegespenstern und dergleichen werden ganz allgemein als wahr angenommen.

Wir fanden uns schnell mit der Thatsache ab, daß der todte Tom Dunstan sein nasses Grab verlassen und an Bord gekommen war. Warum? Was wollte er da? Sollte das eine Warnung für uns sein? War das Schiff dem Untergange geweiht? Suchte er jemand, der stark genug war, um ihm Stand zu halten und zu hören, was sein Gewissen oder sein Herz bedrückte und seine Seele nicht zur Ruhe kommen ließ?

Jack erholte sich wieder, aber er blieb ängstlich, ernst und wortkarg. Er wurde gespensterschen und klammerte sich Nachts gern an einen Kameraden an, mit dem er die Wachtstunde verplauderte. Seine Aufregung und Angst erreichte stets ihren Höhepunkt um Mitternacht, wenn er entweder an Deck mußte oder zum Schlafen hinunterging. Wir hatten unsere Wachen zusammen.

Als wir nun wieder einmal so leise plaudernd *beisammen waren* — ich saß im Schatten des an Deck befestigten großen Rettungsbootes, er stand neben mir — fiel es mir auf, daß er mitten in seiner Rede abbrach, und aufblickend sah ich, wie er unverwandt nach einem Punkte hinstarrte, den Mund geöffnet, ohne aber nur einen Laut von sich zu geben. Ich folgte seinen Blicken und richtete mich starr von meinem Sitze auf. Da, auf dem Vorderkastell stand eine Gestalt, welche — nein, kein Zweifel, er war es selbst — Tom Dunstan! Er starrte Jack an, als sähe er selbst eine Erscheinung. Ich fühlte, wie es mir kalt über den Rücken lief und meine Haare sich sträubten, und hätte Jack nicht neben mir gestanden, ich würde ebenso wie er früher vor Schreck ohnmächtig zu Boden *gestürzt sein.*

„Tom Dunstan!" schrie ich endlich *auf* und fuhr mir mit der Hand über die Augen, als *müßte ich da einen* Schleier hinwegziehen, in welchen diese furchtbare *Erscheinung hi*neinverwebt war. Kameraden liefen herbei, und *als ich* die Hand vor den Augen wegnahm, war das Schreckbild verschwunden. Ich wurde mit Fragen bestürmt, vermochte aber zuerst keine zusammenhängenden Antworten zu geben. Ich wußte nur das Eine: Ich hatte Tom Dunstan gesehen, so klar und deutlich, wie wenn er eben da den Ausguck gehalten hätte.

Auf einmal sagte Jack Tyler, den das Entsetzen noch schüttelte: „Ruft den Kapitän herbei, ich will alles bekennen."

Das waren seltsame Worte, und eigenthümlich fühlten wir uns davon berührt. Einer ging nach dem Kapitän, der noch auf war und schnell herbeikam. Auch die Steuerleute und alle Uebrigen traten herzu, denn es war wenige Minuten nach Mitternacht, und noch waren alle Hände an Deck.

„Ich will bekennen", stammelte Jack Tyler, noch ganz von Furcht gelähmt, „ich war es, ich hab' die That gethan und Tom Dunstan in jener Nacht von der Raae gestürzt. Ich bin sein Mörder! Und nun laßt mich selber sterben, um nicht mehr dieses Schreckliche vor Augen zu haben." Er griff nach seinem Schaftmesser und stand im Begriff, es sich ins Herz zu stoßen, als der Kapitän ihm blitzschnell in den Arm fiel. Im Nu war der Mörder überwältigt und gefesselt. Jack wehrte sich wie ein Rasender, so lechzte er nach dem Tode, und dann brach er weinend zusammen. Der Kapitän redete ihm gut zu, sein Gewissen durch ein offenes Geständniß noch weiter zu erleichtern, und so geschah's.

Jack Tyler hatte früher als Tom Dunstan dessen verlobte Braut kennen und lieben gelernt, doch hatte sie seiner Werbung kein Gehör gegeben, wie Jan meinte, weil sie jenen kennen lernte, dem alle Weiber nachliefen. Er konnte von ihr nicht lassen und gönnte sie keinem Andern. Wie es in dem riesengroßen London wohl möglich, waren beide Männer einander niemals persönlich näher getreten. Aber Jack hatte seinen Rivalen des Oefteren belauscht, wie er zum Liebchen ging, und gesehen, mit welcher Herzlichkeit die Falsche, Treulose, wie er sie nannte, die Liebe des schmucken Burschen erwiderte. Rachedurst erfüllte ihn ganz. Sein Entschluß war gefaßt. Er ließ sich auf demselben Schiffe anmustern, mit welchem jener hinausfuhr, und die Sturmnacht vor der Bucht von Biscaya hatte ihm Gelegenheit gegeben, Tom Dunstan verschwinden zu lassen, ohne selbst auch nur den Schein eines Verbrechens auf sich zu laden. Wenn Tom nicht mehr zurückkehrte, durfte er hoffen, Ellen Matthews doch noch einmal zu gewinnen. Und dazwischen trat nun das Seegespenst. Mehr als sechsmal hatte er es schon gesehen, und so durfte er überzeugt sein, daß es zeitlebens ihn verfolgen und zum Wahnsinn treiben würde.

Das war Jack Tylers Geständniß, und kaum hatte er es beendet, als eine Gestalt aus dem dunklen Thürrahmen des Vorderkastells hervortrat, bei deren Anblick wir alle zurückprallten.

„Tom Dunstan!" klang es gleichzeitig im Tone des Entsetzens von aller Lippen.

„Ja Tom Dunstan," entgegnete der Andere, „ich bin es selbst und kein Gespenst. Wahr ist es, dieser Mann hier, den ich nicht weiter kannte und von dem ich mir nichts Arges versah, hat mich in jener Sturmnacht ins Meer hinausgestoßen, aber die Woge, auf die ich fiel, stürmte gerade gegen das Schiff an, und so ward ich wider Willen und Wissen des Uebelthäters gegen dasselbe geworfen, griff zu und fand einen Halt. Die Todesangst verlieh mir die Kraft, an Bord zu klettern. In halber Bewußtlosigkeit tastete ich meinen Weg hinab und fand mich dann, aus einer tiefen Ohnmacht erwachend, im Stauraum wieder. Wie ich dorthin gekommen, wußte ich nicht. Aber indem ich dann alles noch einmal an meinem Geiste vorüberziehen ließ und durchaus nicht zu erkennen vermochte, warum der Mann an mir zum Mörder geworden, beschloß ich, mich verborgen zu halten und die Rolle des Seegespenstes zu spielen, um ihn zum Geständniß zu bringen. Ich blieb unentdeckt, und an Nahrungsmitteln und Getränken litt ich keinen Mangel, da der Proviantraum immer offen stand. Wäre ich sogleich hervorgetreten, so würde er alles auf einen unglücklichen Zufall zurückgeführt und später sein Vorhaben mit einem besseren Erfolge ausgeführt haben, was ihm nunmehr unmöglich sein wird, denn ich werde vor ihm auf meiner Hut sein."

Das war eine gar seltsame, unerwartete Wendung, die uns aber alle, Jack Tyler ausgenommen, mit großer, allgemeiner Freude erfüllte. Tyler blieb in Haft und wurde in Cadiz den Behörden ausgeliefert. Dann setzten wir unsere Ausreise fort.

Die Nymphe des Balaton.

Skizze
von
Marcus Jokaj.

Die Nymphe des Balaton *) ist grausam. Alljährlich fordert sie ihre Opfer. Oft, an schönen Sommertagen, thürmten sich die Wellen des Sees und stürzten sich wüthend gegen die Ufer; die Nymphe, sagt dann der Volksmund, ist zornig, weil sie ihre Opfer noch nicht hat. Oh, wie sie es versteht, sie anzuziehen! Sie zeigt ihnen ein lächelndes Gesicht, ladet sie ein zu einer Spazierfahrt, und plötzlich ruft sie die Göttin des Windes, die den Hochzeitsmarsch spielen wird. Man kann sich ihren Umarmungen nicht entziehen. Das Opfer kämpft vergeblich gegen ihre Liebkosungen, sie hält es zurück auf seinem düsteren Lager, *inmitten von weißen Muscheln und grünen* Algen.

Im Winter, wenn die Oberfläche des Sees einen wohlgeebneten, glänzenden Spiegel darstellt, lockt sie die jungen Fischer an, verspricht ihnen eine reiche Ernte, und plötzlich läßt sich ein krystallhelles klingendes Geräusch vernehmen, und das Eis zerspringt in tausend Trümmer. Das Opfer bleibt allein auf einer weißen Insel, die unter seinen Füßen entweicht; der Kampf wäre vergeblich. Der Balaton reißt es an sich, seine Wellen schlagen über ihm zusammen, wie die Vorhänge des Brautbetts. Den Verlobten, den die Nymphe nicht mehr liebt, den giebt sie den Bewohnern der Erde zurück: „Nehmt ihn, legt ihn in die kalte Erde", scheint sie ihnen zu sagen. Aber Denjenigen, den sie liebt, den behält sie; verbirgt ihn in unergründlichen Tiefen, sie will nicht, daß die Strahlen der Sonne sein Antlitz küssen. Die Nymphe des Balaton wählt ihre Opfer nur unter den Männern, und sie will nur die schönsten, die besten.

Vor einigen Jahren wurde die Brücke der Badeanstalt des Balaton hinweggeschwemmt. Die aufgeregten Wellen hatten die leichte Holzconstruction von ihren Fundamenten losgerissen und trugen sie mit sich fort. Zwei Männer sprangen in ein Boot und machten sich an die Verfolgung der Brücke. Sie sahen bald, daß die Wogen des Balaton nicht gewillt waren, sich hindern zu lassen. Ihr Boot schlug um und in Folge des heftigen Anpralls brach das Steuerruder entzwei. Wind und Wellen trieben sie in das Schiff, von wo es kein Entkommen giebt. Sie verschwanden in dem verhängnißvollen grünen Forste und ihre verzweifelten Hülferufe wurden bald von dem Toben des Windes und der Wellen übertönt. Das Schilf ist ein grausamer, unerbittlicher Feind, verrätherischer, als die verborgene Klippe. Seine dünnen, biegsamen Stengel formen durch ihre Zahl ein undurchdringliches, unentwirrbares Netz. Der Fischer, den der Wind hinein verschlagen hat, kann sich seiner Ruder nicht mehr bedienen, und die Welle dreht ihn im Kreise, bis zu dem Augenblicke, wo sie ihn verschlingt. Der Unglückliche fühlt den Boden unter seinen Füßen, aber er findet auf ihm keinen Stützpunkt; die Pflanzen umkosen sein Antlitz, sie erfassen würde ihm nichts nützen. Er kann nicht schwimmen, die langen Stengel lähmen seine Bewegungen. Nur wenige Schritte davon vielleicht ist das Ufer; er kann die Rufe Jener hören, die ihn suchen, aber es ist Alles umsonst, die Nymphe hat ihn umgarnt, sie hält ihn gefangen.

Die Rufe der beiden Schiffbrüchigen waren gehört worden. Ein junger Mann eilt herbei, zwei Ruder auf der Schulter; sein Blick sucht ängstlich ein Boot; — eine Art mit kurzem Stiel, die er in seinem Gürtel trägt, kennzeichnet ihn als Zimmermann.

„Wohin gehst Du Jozsi?" fragte der Gärtnergehülfe, der sich ihm anschließt.

„Ich will meinen Vater holen, den der Wind in das Schilf getrieben hat; er kann nicht schwimmen. Hörst Du meine arme Mutter klagen?"

„Aber wenn Du mit ihm ertrinkst, wird sie nur noch mehr klagen?"

„Und vielleicht noch eine Andere... Aber ich muß gehen!... Wir wollen unsere Hüte tauschen, Kamerad, der Deine ist alt, der meinige ist noch ganz neu. Nimm auch dieses kleine Bouquet, meine Verlobte hat es mir geschenkt. Wenn ich zu Grunde gehe, gehört der Hut Dir, Kamerad, auch das Bouquet und, wahrlich... auch die, die es gegeben."

„Behalte Deinen Hut, wenn Du gehst, gehe ich mit Dir."

„Wozu? Dein Vater ringt nicht im Schilf mit dem Tode. Du hast eine Mutter, die Wittwe ist, und zwei kleine Schwestern. Du bist ihre Stütze, drum laß mich allein gehen."

„Du erinnerst Dich, Jozsi, daß ich Dir damals, als ich bei Königgrätz verwundet wurde, gesagt habe: Laß mich allein, Kamerad, Du hast eine Verlobte, rette Dich! Du hast es nicht gethan, Du hast mich auf Deinem Rücken aus der Schlacht getragen. Also werde auch ich Dich nicht verlassen; Zwei vermögen mehr wie Einer!"

Die beiden jungen Männer fügten kein Wort mehr hinzu; sie ergriffen die Ruder. Der Himmel verfinsterte sich, düstere grauen Wolken schienen sich auf den Balaton herabzusenken. Mehrere Male schienen Blitze die Oberfläche des Sees entzwei zu theilen; auf der einen Seite war das Wasser dunkel, schwerfällig, auf der anderen graugrün, dämonisch.

Vom Ufer her hört man herzzerreißende Jammerrufe. Es ist eine Frau, die um ihren Gatten klagt; mit gefalteten Händen fleht sie die Männer an, die Wolken, die Bäume. Sie wirft sich auf die Erde nieder und rafft Steine zusammen, die sie in den See schleudert. In ihrem wilden Schmerze verflucht sie die Wellen, dann wieder schmeichelt sie ihnen und giebt ihnen die süßesten Namen, damit sie ihr Opfer zurückgeben. Eine andere Frau hat sich zu ihr gesellt; es ist eine arme Taglöhnerin, die sich voll Mitleid bemüht, sie aufzurichten, die sie verhindert, sich ins Wasser zu werfen und ihr in einer frommen Eingebung den Rath giebt, ein Vaterunser zu sprechen.

„Ich kann nicht beten!" ächzt das arme Weib.

Die Tagelöhnerin beginnt das Gebet; ihre Gefährtin wiederholt einige Worte, dann unterbricht sie sich plötzlich:

„Ich habe schon gebetet, aber niemand hat mich gehört. Mein Mann ruft mich und ich kann nicht zu ihm gehen. Laß mich. Ich habe ein Boot, ich will versuchen, ihn zu retten."

„Wiederhole mit mir: Vater Unser, der..."

Die Frau preßt krampfhaft ihre Hände auf ihre Ohren, um die Rufe der Verzweiflung nicht zu hören, während sie betet:

„Amen, Amen!"

Dann wirft sie einen angstvollen Blick um sich, wie um zu sehen, ob Gott die erflehte Hülfe noch nicht gesandt hat.

Sie naht. Der Sturm zerreißt einen Augenblick die dichten Wolken und die niedergehende Sonne beleuchtet phantastisch die Gegend. Auf dem Kamme einer Welle erscheinen die zwei jungen Leute, von einer Feuer-Glorie umgeben.

Mein Gott, mein Gott, sei ihnen gnädig, hab Erbarmen!"

In diesem Augenblick entringt sich ein Schreckensschrei der Kehle der armen Tagelöhnerin: sie hat ihren Sohn in dem Boote erkannt. Nun ist sie es, die sich auf die Knie wirft, die in Klagen ausbricht, die sich in Verwünschungen ergeht. Die andere Frau ist plötzlich ruhig geworden. So lange sie nur ihren Gatten in Gefahr gesehen hatte, lehnte sie sich auf gegen das unerbittliche Verhäng-

*) Der Balaton oder Plattensee, auch das ungarische Meer genannt, bedeckt eine Fläche von 69 . Qu.-Kilometer; seine Gewässer haben viel Aehnlichkeit mit denen des Meeres und seine Wogen sind fast die des Oceans.

niß; nun ist sie es, die zu ihrer Unglücksgefährtin spricht:

„Wir wollen in die Kirche und beten . . . hörst Du, die Glocke ruft uns."

Die Glocke ruft nicht zum Gebet; es ist der Sturm, der die eherne Stimme in Bewegung gesetzt hat. Dennoch lenken die beiden Frauen ihre Schritte nach der heiligen Stätte; die armen Mütter können den Anblick des schmalen Bootes nicht ertragen, das sich plötzlich hoch auf den Wellen erhebt, dann in die Tiefen des Abgrundes versinkt, wo es der Schaum bedeckt und mitten in einem Wirbel von Neuem wieder auftaucht, indeß die Sturmvögel mit ihren Flügeln das leichte Fahrzeug streifen.

Die Kirche ist ganz nahe, aber in diesem Augenblicke ist sie geschlossen. In solchen Lagen genügt selbst die Schwelle des Gotteshauses, und die schweren Eisenbeschläge der Thüren bieten diesen brennenden, angstverzehrten Stirnen eine Stütze. Schon die Berührung allein eines dieser geweihten Beschläge erweckt das Gefühl, daß man mit dem Höchsten in Verbindung sei.

Vom Ufer her läßt sich ein Lärm vernehmen: es ist, als ob Freudenrufe sich mit Schluchzern vermischen würden. In dem einen der Männer, die ihnen entgegenkommen, erkennt die Frau ihren Gatten; den beiden Männern ist es gelungen, sich aus dem Schilfe zu befreien.

„Mein Sohn, wo ist mein Sohn?" ruft die Mutter, von Neuem vom ihrer Angst erfaßt.

Man sagt ihr, daß die zwei armen Burschen von den Wellen verschlungen worden sind . . .

„Laßt mich!" schreit sie, indem sie sich den Armen ihres Gatten entreißt. „Bring mir meinen Sohn zurück! Ich will meinen Sohn!"

Arme Mutter, die Nymphe des Balaton hält ihn in ihren Schlingen. Wenn sie die Wahl hat zwischen der Jugend und dem Alter, verläßt sie das Alter und behält für sich die Kraft, die Jugend, die Schönheit. Verzweifelt, wahnsinnig vor Schmerz, wendet sich die Mutter gegen die Tagelöhnerin:

„Sei verflucht! Warum hast Du mich gezwungen zu beten? Warum will der Mensch Gott vorschreiben, was er thun soll? Nun ist mein Sohn verloren."

„Der meinige gleichfalls," erwidert weinend die arme Wittwe.

„Der Deinige? Was war er im Vergleich zu dem meinen? Seitdem die Welt besteht, gab es keinen besseren, keinen schöneren als ihn! Er war mein Gott, mein Alles!"

Die Wittwe, von ihrem Schmerz überwältigt, verschwand still in der angesammelten Menge. Was nützen auch diese Klagen? Daheim, in ihrer Hütte, hat sie zwei Kinder, zwei Mädchen, das eine von vier Jahren, das andere von sieben; sie sagt zu ihnen voll Trauer:

„Meine armen Kinder, Ihr werdet weniger Brot essen müssen, denn Derjenige, der es Euch gab, hat uns für immer verlassen . . ."

Eines Morgens hörte man laute Rufe am Ufer des Sees. Die Fischer hatten eine Leiche herausgezogen. Bei dieser Nachricht eilten die beiden Mütter zum Wasser hinab. Von welchen von Beiden war es der Sohn? In den Tiefen des Baladon bleiben die Körper lange, ohne sich zu verändern . . . man erkannte den Sohn der armen Wittwe.

Sie umarmt den leblosen Körper ihres Kindes, küßt ihn auf Stirne und Wangen, wirft ihm mit keinem Worte den unendlichen Kummer vor, den er ihr bereitet. Sie dankt Gott, daß er ihn ihr zurückgegeben hat; sie wird ihn endlich begraben, auf seinem Grabe weinen können. Die Qual der anderen Mutter ist dafür um so größer. Voll Zorn ruft sie den Todten an:

„Warum bist Du allein zurückgekommen? Wo hast Du meinen Sohn gelassen? Ihr seid zusammen weggegangen und Du hast ihn verlassen. Sage mir, wo er ist, wenn nicht, so werde ich Dich nicht in Frieden ruhen lassen! Alle Tage werde ich an Dein Grab kommen und Dich mit meinen Klagen erwecken."

Sie spricht zu ihm, als ob ihre Worte den Todten zum Leben zurückrufen könnten. Dann tritt raschen Schrittes ein junges Mädchen hinzu: es ist die Verlobte, die Braut des „Anderen", desjenigen, „der nicht zurückgekommen ist"; sie spricht leise zu ihm mit schmeichelnder Stimme:

„Mein Lieber, mein Guter, sage mir, wo Du meinen Verlobten gelassen hast? Ich werde Dir sein schönes Leichentuch geben, wenn Du es sagst."

Die Todten sprechen niemals am Tage, aber des Nachts lösen sich zuweilen die Bande, die sie zurückhalten. Die Wittwe nahm die Leiche ihres Kindes zu sich, und des Nachts suchte der Todte die andere Mutter auf und sagte zu ihr:

„Ich will nicht, daß Du auf meinem Grabe lästerst; ich werde Dir sagen, wo Dein Sohn ist . . . Er ist da drüben bei Tibany, im tiefsten Abgrund; suche ihn dort."

Dann erschien er der Verlobten und theilte ihr in rührenden Worten das Geheimniß mit:

„Ich danke Dir, daß Du mir das Leichentuch meines Kameraden versprochen hast; aber behalte es für ihn. Vier Bretter und ein wenig Erde genügen für mich. Suche Deinen Verlobten im Strudel der Tibany; die schwere Axt, die er im Gürtel trug, hält ihn auf dem Grunde des Wassers zurück . . ."

Man fand den Körper in einer Tiefe von zwölf Metern, halbverdeckt unter den Muscheln. Das Begräbniß der beiden Kameraden fand an dem gleichen Tage statt. Aber der Sohn der armen Wittwe brauchte sich nicht mit den vier Brettern allein zu begnügen. Die junge Mädchen verfertigten ihm ein schönes Leichentuch, bedeckten seinen Sarg mit Blumen und trugen ihn auf ihren schwachen Schultern zu seiner letzten Ruhestätte.

Rückkehr.

Skizze nach dem Leben
von
Karl Fischer.

Zu beiden Seiten des Hafens Laternen mit gelblich-weißem Schein — im Nebel.

Der Nebel ist so dick und zäh und dicht, so alle Gegenstände verhüllend, daß die Laternenpfähle nicht zu sehen sind und die Köpfe mit den ersterbenden Lichtaugen, um die Todesschatten lauern, wie haltlos im Nebel zu hängen scheinen.

Hier einer . . . dort . . . und da der dritte ist noch zu sehen, wie ein winzig kleines Licht, wie das Flämmchen eines Streichholzes, das noch einmal aufzuckt und aufflammt, ehe es ganz erlischt. Die anderen hat der schwarzgraue Nebelschlund verschlungen.

Die trüben Wellen des schwarzen, dickflüssigen Wassers im Hafen schieben sich langsam vorwärts.

Und zu beiden Seiten des Hafens, an den steinernen Molen liegen die Schiffe angekettet wie gefährliche Ungeheuer. — Große, eiserne, schwarze Kolosse mit qualmenden Schloten, Segelschiffe mit gewaltiger Takelage und lange niedrige Oderkähne.

Still ist es am Hafen, still auf den Schiffen!

Hin und wieder nur unterbrechen die verschlafene Stille gurgelnde, rauhe Töne eines rohen Matrosenliedes, hin und wieder nur ein gluckfendes Geräusch, wenn sie von den Fahrzeugen einen Eimer in das Wasser hinablassen. Ueber dem Hafen hängt der Nachthimmel. Schwarz, schwer, sternenlos. . . . . Am Hafen steht ein junger Mann mit einem Trauerflor um den Arm und neben ihm, dicht an ihn geschmiegt, ein Kind von sieben Jahren in einem schwarzen Kleidchen mit einem kleinen, runden, schwarzen Hute auf dem Kopfe.

Auf dem Antlitz des jungen Mannes liegt ein Zug der Trauer und des Schmerzes. Unverwandt schaut er mit matten, rothgeweinten Augen vor sich nieder. Das kleine Mädchen aber ist von Unruhe und neugieriger Erwartung erfüllt. Ihre klugen Augen suchen den dichten Nebel über dem Hafen dort hinten, wo er sich zum Meere erweitert, zu durchdringen. Das Schweigen des Bruders und die Stille um sie her haben etwas Unheimliches, Beängstigendes für sie. Erst sieht sie fragend zum Bruder auf und dann:

„Kommt der Papa bald?"

„Ja!"

„Weiß der Papa, daß die Mama todt ist?"

„Nein!" — Ein leises Beben durchrieselt den schlanken Körper des Jünglings.

„Armer Vater! Nach zweijähriger Abwesenheit kommst Du nach Hause, und Deine Kinder bringen Dir die Trauerbotschaft an den Hafen entgegen, daß die Mutter todt ist, heute gestorben," — so quälen ihn die Gedanken.

„Ist die Mama jetzt im Himmel?"

„Ja!" Ein Blick zärtlichen Bedauerns streift dabei das kleine Schwesterchen. Dann schweigen sie wieder still, und das kleine Mädchen blickt forschend in den Nebel, der immer dicker und dichter wird.

Plötzlich taucht aus dem Nebel ein rothes Licht auf, und man hört ein Rauschen und Aufschäumen der Fluth, wie das unwillige Murmeln und zornige Murren eines aus dem Schlafe geweckten Kindes.

Da hält es das Kind nicht mehr, es läuft näher an den Hafen und es jubelt: „Da die Laternen, das ist dem Papa sein Schiff, nicht wahr?"

Und nun kommt der Koloß näher, Kommandorufe werden laut, der eiserne Anker rasselt in die Tiefe, der Dampfer legt an.

Auf der Kommandobrücke steht die breite massige Gestalt des Kapitäns, des Vaters der beiden Menschen am Hafen.

Nun hat ihn auch das Kind erkannt, und „Papa! Papa!" jubelt es laut auf, und sein dünnes Stimmchen verhallt im Getöse und Lärmen der Schiffsmaschine. Sehnsüchtig breitet es die Arme nach dem Vater aus. Auch er hat die Kinder erkannt und winkt mit dem Taschentuche. Aber plötzlich sinkt ihm die Hand schlaff herab. Nur zwei, nur zwei! Wo ist sein Weib? . . . . Ein Boot holt die Kinder an Bord. Und der Sohn steht vor dem Vater wie ein Sünder, wie schuldbeladen, als hätte er Schuld, daß die Mutter todt ist, heute gestorben.

„Wo ist die Mutter?"

„Todt! Heute gestorben!" Schwer kommt es von den Lippen des Sohnes, als wären die Worte centnerschwer.

Hastig zieht der Kapitän die Kinder in die Kajüte. Der Steuermann wird ja für alles Andere sorgen.

Er sinkt auf den Stuhl und begräbt das Antlitz in den Händen.

Laut schluchzt der starke Mann auf. Todt — todt, sein Weib todt; vorbei, todt, sie ist nicht mehr! —

Still steht der Sohn vor dem großen, heiligen Schmerze seines Vaters. Aus den Augen stürzen ihm die Thränen, wild, verzweifelt.

Um das Kind aber kümmert sich niemand.

Und wie es so verlassen dasteht und die Männer weinen sieht, wie Vergrabene in ihrem Schmerz, da fängt es auch an zu weinen, laut, jämmerlich.

Da aber springt der Vater auf, ergreift sein Kind und nimmt es hoch, und er drückt es fest an sich mit der Inbrunst des Schmerzes.

Auf dem Deck hört man das Poltern und Dröhnen der wuchtigen Schritte, das schrille Schreien der Matrosen und das Stampfen der Maschine.

In dem kleinen, engen Kajütenraume aber ist es ganz still, nur das Schluchzen der drei Menschenkinder, nur der Schlag ihrer Herzen.

Plötzlich hebt das Kind sein thränenüberströmtes Gesichtchen von der Brust des Vaters. In seinem kleinen Gehirn arbeitet ein Gedanke.

„Papa!" Furchtsam, als störe es den Vater, klingt das Wort.

„Was denn, mein Kind?"

„Die Mama ist doch im Himmel?"

Der Vater nickt nur. Dann eine kleine Pause. Erst sieht das kleine Mädchen zum Bruder und blickt dem Vater ins Antlitz und dann:

„Papa! Komm, wir nehmen Dein Schiff und fahren nach dem Himmel. Weißt Du da hinten, wo das Wasser aufhört, da ist dann doch der Himmel. Und dann holen wir die Mama wieder!"

„O mein Kind, mein geliebtes Kind!" Weiter kann der gramgebeugte Mann nichts herausbringen.

Auch der Bruder ist näher herangetreten und legt wie segnend die Hand auf den Scheitel seines kleinen Schwesterchens.

— **Aus Jerusalem** wird geschrieben: „Die Vorbereitungen zum Empfange des deutschen Kaiserpaares sind in vollem Gange. Straßen werden durchgebrochen und regulirt, alte Häuser abgerissen und neue an ihrer Stelle errichtet, und Schutthügel in Bazarquartiere verwandelt. Ganz besonders thätig ist die Garnison der Zionsstadt, deren Führer alles aufbieten, um auch in militärischer Hinsicht einen guten Eindruck hervorzurufen. Täglich marschiren die Truppen einige Stunden lang nach den Klängen der Musik, und es ist zuweilen sehr amüsant, zu sehen, wie die Soldaten sich bemühen, einen geregelten Parademarsch zu Stande zu bringen. Das Aussehen der Mannschaften ist vorläufig allerdings noch wenig parademäßig. Der eine erscheint in zerrissenen Stiefeln auf dem Exerzierplatze, der andere mit Schlappschuhen, der dritte die Beine mit einem Lappen umwickelt und der vierte mit ganz bloßen Füßen; selbst bei den Herren Offizieren herrscht eine anmuthige Buntscheckigkeit der Uniformirung, die auf das militärisch geschulte Auge des Beobachters recht wenig würdevoll wirkt. Zu den Festlichkeiten werden die Truppen allerdings neue Uniformen und Ausrüstungen erhalten. Von den Straßen hat am meisten die Kronprinz Friedrich Wilhelmstraße, an der die neue Erlöserkirche liegt, gewonnen. Zunächst ist sie nach der Davidstraße zu, wo bisher eine alte Mauer den Verkehr hinderte, durchgebrochen worden; vor allem aber haben die Griechen, denen das der Kirche gegenüberliegende Gelände gehört, beschlossen, die hier bisher lagernden häßlichen Schuttmassen zu beseitigen und an deren Stelle Bazare zu errichten, die das Bild der Einweihungsfeier voraussichtlich sehr verschönen werden. Der Platz für das Kaiserliche Zeltlager ist noch nicht endgiltig bestimmt. Die Wahl schwankt jedoch nur noch zwischen einem geräumigen Felde in der Nähe der deutschen Kolonie gegenüber dem Bahnhofe und einem etwas beengten Raume hinter den großen Russenbauten bei der deutschen Schule, der den Vorzug hat, unmittelbar beim deutschen Konsulat und mehr in der Nähe des Jaffethores zu liegen.

— **Kaiser Napoleon als Barbier von Sevilla.** Während des spanisch-französischen Krieges sagte der Kaiser Napoleon zu dem spanischen Gouverneur von Sevilla: „Wenn sich die Stadt nicht binnen drei Tagen ergiebt, so lasse ich alles rasiren!" „Das werden Sie nicht wagen, Sire!" antwortete der spanische General. „Und warum nicht?" „Weil Sie dem Titel: „Kaiser der Franzosen, König von Italien, Beschützer des Rheinbundes rc." nicht auch den Titel „Barbier von Sevilla" beifügen werden!" Napoleon lachte und Sevilla war gerettet.

— **Die junge Großmutter.** In Amsterdam erlebte die Kaiserin von Oesterreich einmal eine ergötzliche Episode. Eines Tages betrat die hohe Frau einen Spielzeugladen und kaufte eine reizende Puppe, dabei bemerkte sie zu ihrer Hofdame: „Ich denke, meine kleine Enkelin wird sich darüber freuen." Der Ladenbesitzer, der die Kaiserin nicht kannte und kaum glauben konnte, daß seine Kundin schon Großmutter sei, machte eine leise diesbezügliche Bemerkung. Dann sah er mit Bewunderung die Gestalt der Kaiserin an und sagte: „Die Dame spricht unmöglich im Ernst, die Dame kann noch keine Enkelkinder haben." Kaiserin Elisabeth lachte gutmüthig und sagte: „Wirklich, ich bin schon viermal Großmama, und um es Ihnen zu beweisen, werde ich nächstens wiederkommen und Spielzeug für meine drei anderen Enkel kaufen, welches Sie direkt meiner Tochter, der Prinzessin Gisela, nach München senden sollen." Der Kaufmann war ganz verwirrt, er bat ehrerbietig um Verzeihnung für seine „große Unart", aber die Kaiserin beruhigte ihn und meinte lächelnd: „Sie waren garnicht unartig, Sie waren nur sehr artig."

— **Steuern für kinderlose Leute.** Auf eine ganz absonderliche Art Abgaben werden sich die Bewohner Madagaskars vom Beginn des nächsten Jahres an gefaßt machen können. Da die Bevölkerung der Insel in letzter Zeit immer mehr abgenommen hat, ist beschlossen worden, jedem Manne, der das 55. Jahr zurückgelegt hat, ohne nachweisen zu können, daß er der Vater eines legitimen oder illegitimen Kindes ist, eine Steuer von jährlich 20 Mark aufzuerlegen. Jedes weibliche Wesen, das mehr als 20 Lenze zählt und weder als verheirathete Frau noch als ledige Person einem Kinde das Leben geschenkt hat, muß die Hälfte der obigen Summe zahlen. So wird ein Ehepaar, das vielleicht zu seinem eigenen Kummer kinderlos geblieben ist, zusammen 30 Mark pro Jahr dafür zu entrichten haben, daß es nicht zur Vermehrung der Bevölkerung beiträgt.

— **Ein geriebener Gauner.** Zwei Herren treffen sich in einem Restaurant zu Paris und besprechen eine Geschäftsangelegenheit. Ein junger, elegant gekleideter Mann nimmt an demselben Tische Platz und hört dem Gespräche jener aufmerksam zu. Währenddeß sendet der eine der Herren, ein Ingenieur M. Breukball aus Boston, den Diener des Restaurants mit einem Check im Betrage von 3400 Frcs. zu einem Banquier mit dem Auftrage, das eingewechselte Geld nach dem genannten Restaurant zu bringen. Kaum ist der Bote fort, so verabschiedet sich auch der junge Mann von den beiden Herren. Vor der Thür aber wartet er auf den Boten und als dieser zurückkehrt, wendet er sich an ihn mit den Worten: „Geben Sie nur schnell das Geld her. Hier sind 20 Centimes, dafür besorgen Sie uns noch rasch Briefmarken." Der Diener geht darauf ein, händigt das Geld aus und entfernt sich. Wie groß war aber sein Schreck und sein Erstaunen, als er zurückkehrte und nur die beiden Herren am Tische fand, denen er anstatt der 3500 Frcs., Briefmarken im Werthe von 20 Centimes einhändigte! Der bestohlene Ingenieur hat bei der Polizei von dem Diebstahl Anzeige gemacht, doch konnte man bis jetzt des Gauners nicht habhaft werden.

— **Volkshumor — ein Großstadtbild.** Ein Mann entwendet in Frankfurt a. M. ein Brot von einem Bäckerkarren am Paulsplatz und flieht nach dem Main zu. Auf der Flucht bricht er ein Stück von dem Laib und ißt es gierig. Verfolgt und festgenommen, erklärt er, aus Hunger gestohlen zu haben: „Verhaftet mich, aber schenkt mir das Brot!" Der Bäckerbursche mag den Hungernden nicht anzeigen. Zum Beweise aber, daß wirklich der Hunger den Dieb plagte, muß dieser auf der Stelle das Brot verzehren. Und das that er redlich „zur großen Belustigung der Umstehenden".

— **Ein Riesenrad.** Das Bicycle, das in Amerika für die Pariser Weltausstellung im Jahre 1900 gebaut wird, ist ein wahres Monstrerad; denn nur ein Riese, dreimal so groß als der berühmte Koloß von Rhodos, könnte darauf fahren. Es ist ein sorgfältig zusammengesetzter Aufbau vom feinsten, stärksten Stahl, und was der Eiffelthurm für die letzte, wird das große Rad für die nächste französische Ausstellung bedeuten. Es steht außer aller Frage, daß es die größte Anziehung des ganzen Etablissements ausmachen wird. Das Ungethüm soll alle hohen, es umgebenden Bauten überragen, und Sattel, Räder u. s. w. sind sämmtlich in den richtigen Proportionen gehalten. An sich selbst ist es ein vollständiges Gebäude. An jedem Rad unten, aus den Reifen herausgeschnitten, befinden sich zwei große Eingänge, gewundene Treppen führen von den Thüren nach der Vorder- und Rückseite eines jeden Rades bis zum äußersten Ende der Maschine. Wendeltreppen leiten zum Sattel und zur Lenkstange hinan. Die Treppen werden durchgehends durch kleine Fensterchen erhellt, von denen der Besteiger des Bicykles eine fortwährend wechselnde Aussicht genießen kann, die besonders schön von der Lenkstange aus sein soll. Auf dem Sattel, um den ringsum ein starkes, eisernes Geländer läuft, befindet sich eine große Plattform; auf ihr ist Platz genug für eine Restauration, ein Orchester und einen Tanzplatz. Thatsächlich sollen auch dort Bälle während der Dauer der Ausstellung bei günstigem Wetter stattfinden. Das Rückgrat des Riesenrades enthält einen großartigen Bankettsaal, dessen ganze Länge eine große Tafel einnehmen wird, an der 600 Personen bequem Platz finden.



Helenenhof.

Heute Sonntag, den 18. September a. c.

Letzte Vorstellung
der
Indischen „Fakire.“

Abends:
Abbrennen eines brillanten Feuerwerks auf der Rennbahn.

Concerthaus.

Täglich Concert

unter Leitung des Herrn Direktor **Muuss.**
Sonntag Matinée von 12—2 Uhr.

Sonntag, den 18. September 1898:

TANZ-VERGNÜGEN.

Entree für Herren und Damen à 50 Kop. und 5 Kop. für die Armen.
Anfang 8 Uhr.

Benndorf.

Waldschlösschen.

Sonntag, den 18. September 1898:
Nachmittag 4 Uhr

GROSSES CAFFEE-CONCERT.

Bei eintretender Dunkelheit
Großes Brillant = Feuerwerk
Entree 15 Kop.
Abends **Tanzkränzchen.**

Meisterhaus.

Heute Sonntag

Abschieds-Concert

der Militär-Capelle unter Leitung des Kapellmeisters Herrn **Sergeantow.**

Restaurant J. Ryszak,

Ecke Przejazd- und Targowastraße.

Heute und täglich

CONCERT

des neuengagirten Holländer Herren-Sextett.

Nouveautés francaises:

L'amour est mon péché	Rs. 1.50
Bac, Les amants, album	„ 1.50
Deschanel, La république nouvelle	„ 1.50
Duc de Broglie, Voltaire	„ 1.50
Johanet, Autour du monde millionaire américain	„ 1.50
La vie fin de siècle, album	„ —80
Lescot, Sublime mensonge	„ 1.50
Lesueur, L'amant de Geneviève	„ 1.50
O Monroy, Cocardes et Dentelles	„ 1.50
Salles, Voyage au pays des fjords	„ 1.80
Tinseau, Un nid dans les ruines	„ 1.50

Nouveautes anglaises:

Lyall, Wayfaring men 2 vol.	Rs. 1.60
Ward, Helbeck of Bannistale 2 vol.	„ 1.60

En vente
à la librairie et magasin de musique
L. ZONER,
Rue Piotrkowska 108.

Die Verwaltung
der
Lodzer Telephon-Station

macht bekannt, daß sämmtliche Installationen von Telephonen für Fabriken und Wohnungen um

20% billiger

ausgeführt werden.
Neue Preislisten bekommt man auf Verlangen im Bureau der Verwaltung, Ziegel-Straße Nr. 42.

Bekanntmachung.

Die Direktion des Credit-Vereins der Stadt Lodz

bringt gemäß § 22 des Vereinsstatuts hiermit zur allgemeinen Kenntniß, daß auf folgende Immobilien Anleihen verlangt wurden:

1. Unter Nr. 517a, an der Nikolajewska-Straße gelegen, Eigenthum der Manasse Blawat und Hersch Lajb Muchnicki, Zuschlags-Anleihe in der Summe von Rs. 55,000.

2. Unter Nr. 451, an der Poludniowa-Straße gelegen, Eigenthum der Ajzyk und Chinde Majrantz'schen Eheleute und der Chaskel und Chane Perle'schen Eheleute, erste Anleihe in der Summe von Rs. 40,000.

3. Unter Nr. 522, an der Petrikauer-Straße gelegen, Eigenthum der Fischel und Ruchle Weichselfisch'schen Eheleute, aus der Reducirung Rs. 10,000 und Zuschlags-Anleihe von Neubauten Rs. 45,000.

4. Unter Nr. 337, an der Srednia-Straße gelegen, Eigenthum der Chaim und Fruczke Stillermann'schen Eheleute und der Zacharias und Itte Hermann'schen Eheleute, Zuschlags-Anleihe in der Summe von Rs. 10.000.

5. Unter Nr. 321u, an der Konstantiner-Straße gelegen, Eigenthum der Wladislaw und Henriette Suckert'schen Eheleute, erste Anleihe in der Summe von Rs. 16,000.

Alle Einwendungen gegen Ertheilung der verlangten Anleihen wollen die Vereinsmitglieder im Laufe von 14 Tagen vom Tage der gedruckten Bekanntmachung vorlegen.

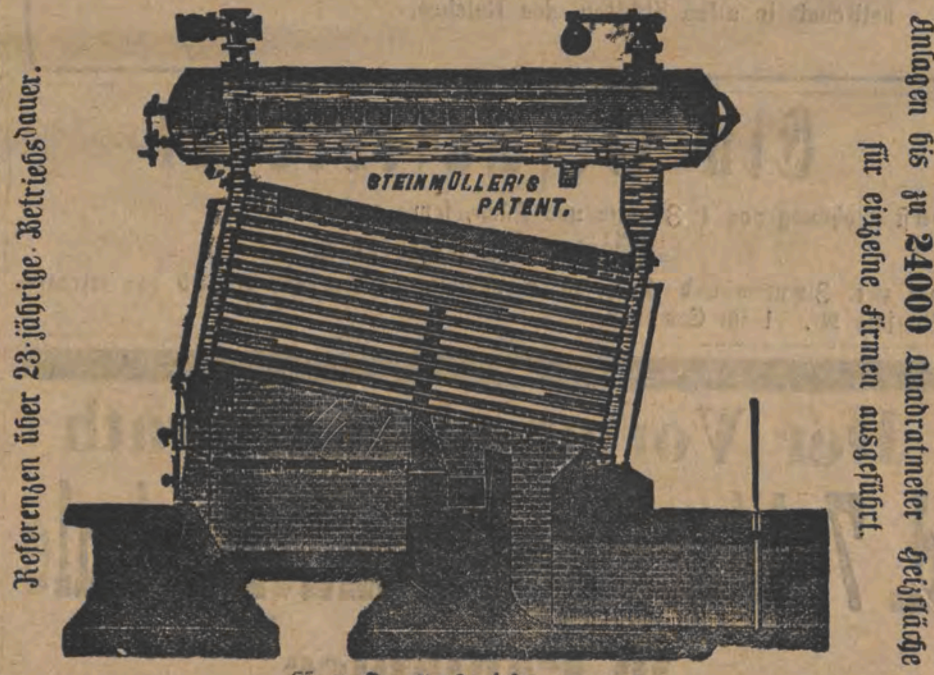
Lodz, den 5. (17.) September 1898.

Für den Präses: Direktor R. Finster.
Nr. 11059. Bureau-Director: A. Rosicki.

Die Seife
„Monopol“
empfiehlt
J. D. SOMMER,
Parfüm- und Seifen-Fabrik,
Warschau, Przejazd № 7, Telephon № 1210.
Ist überall zu bekommen.

Steinmüller-Kessel.

Referenzen über 23-jährige Betriebsdauer.



Anlagen bis zu 24000 Quadratmeter Heizfläche für einzelne Firmen ausgeführt.

Neueste Auszeichnungen:
Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896: **„Silberne Staatsmedaille“** für hervorragende gewerbliche Leistungen, **„Ehrenzeugniß“** für die Verdienste um die Ausbildung der Siederohrkessel.
Millenniums-Landes-Ausstellung Budapest 1896: **Großes Millenniums-Ehren-Diplom“.**

L. & C. Steinmüller,

Gummersbach (Rheinpreußen).
Größte Röhrendampfkesselfabrik Deutschlands.
Gegründet 1874.

Zur Saison

empfiehlt d. g. Publ.
N. B. Mirtenbaum,
Petrikauerstr. 33.
!!Große Auswahl!!
von
Teppichen!
in Plüsch, Wolle, Linoleum, Wachstuch, Cocos und Gummi,
Linoleum
zum **Belag** von ganzen **Zimmern** und **Treppen,**
Wringer, Empire.
— Gebogene Möbel —
„Wojciechow“
Cocos = Matten.
Gummimäntel.
Sämmtliche Gummi-Artikel!
Zu äußerst
billigen Preisen.

Dom zdrowia

dla chorób, chirurgicznych i kobiecych
D-rów **Reichsteina i Wawelberga.**
Warszawa, Próżna 3.
Przyjmuje chorych na leczenie, operacje i porody. Bezpłatna porada w ambulatorium od godz. 10 — 12.

Im Laden des christlichen Wohlthätigkeits-Vereins, Petrikauer-Straße 191, werden jeden Montag und Donnerstag Nachmittags von 2—6 Uhr getragene Kleidungsstücke angekauft. Der Verkauf findet täglich statt.

Masseur
W. J. POPŁAUCHIN.
Nikolajewska-Straße 27.

J. Haberfeld, Zahnarzt,
wohnt jetzt Petrikauerstraße Nr. 66, 1 Etage im Hause Herschkowicz, neben Hrn. Eisenbraun vis-à-vis seiner früheren Wohnung.
Operationen werden schmerzlos mit Hülfe von Lachgas ausgeführt.

Ein
möbl. Zimmer
in der Nähe des Meisterhauses wird pr. 1. Oktober gesucht.
Offerten unter „P. X.“ an die Expedition ds. Bl. abzugeben.

Wohnungen zu vermiethen.

Zu vermiethen
ab 1. Oktober ein Zimmer und Küche u. größere Wohnung im 1. Stock Front, Ecke der Petrikauer- u. Annen-Str. Näheres beim Wirth dortselbst, Wohnung 1.

Eine Frontwohnung
von 3—4 Zimmern in der 1. Etage, in welcher sich das Comptoir d. H. Adolf B. Rosenthal befand, sowie ein Laden nebst anstoßendes Zimmer, sind sofort zu vermiethen. Näheres Dzielna-Straße Nr. 3 beim Hauseigenthümer.

Wohnungen,
bestehend aus 4, 5 **und 6 Zimmern,** Küche und sämmtlichen Bequemlichkeiten sind **sofort** zu vermiethen, außerdem mehrere **Wohnungen** à **3 und 2 Zimmer,** Küche, Closet, im Quergebäude im Hofe per 1./13. October Krótkastr. Nr. 12.

Ein zweifenstriges Frontzimmer
an der Nikolajewska-Straße Nr. 18, sofort zu vermiethen. Näheres daselbst Wohnung 6.

Редакторъ и Издатель Леопольдъ Зонеръ. Дозволено Цензурою, г. Лодзь 5-го Сентября 1898 г. Schnellpressendruck von Leopold Zoner.

№ 208 Sonntag, den 6. (18.) September 1898.

Lodzer Tageblatt

Belletristischer Theil.

Quai Montblanc in Genf. (Wo die Kaiserin Elisabeth ermordet wurde.)

Der Väter Schuld.

Roman von Reinhold Ortmann.

[5. Fortsetzung.]

Seine weiche, wohlklingende Stimme und die bestechende Beredtsamkeit, mit welcher er seinen Gedanken Ausdruck zu geben wußte, hatten ihm sogleich die Aufmerksamkeit des kleinen Kreises gesichert, und auf Dobriners Lippen erschien wieder das ironische Lächeln vom Vormittag, als er sah, wie andächtig August Eibenschütz den Worten seines Sohnes lauschte und wie eifrig er nach jedem Satze durch ein Kopfnicken oder durch eine hingeworfene Bemerkung seine Zustimmung zu erkennen gab.

Der Einzige, der dem feurigen jungen Redner in mehreren Punkten widersprach, war Hohenbruck, und zwischen beiden entspann sich bald eine interessante Debatte, in die sich zuletzt auch Dobriner mischte, um mit aller Entschiedenheit die Partei des Privatdozenten zu ergreifen. Er offenbarte dabei eine so lebhafte, fast begeisterte Theilnahme für das Wohl und Wehe der arbeitenden Klassen, daß ihm alle Tischgenossen, zumeist aber Herr August Eibenschütz, in sichtlicher Ueberraschung ihre Blicke zuwandten, und daß auch Fräulein Lona zum ersten Male etwas wie ein wirkliches Interesse für den neuen Bekannten ihres Vaters zeigte. Sie hatte wohl hinter dem hübschen Gesicht und der eleganten Erscheinung des jungen Juristen nicht so viel Intelligenz und Gedankenreichthum vermuthet, als er jetzt in der liebenswürdigsten und anspruchslosesten Weise offenbarte, und das heitere Lächeln, welches ihr zuletzt seine witzige Schlußbemerkung entlockte, war von einem so freundlichen Blick ihrer glänzenden Augen begleitet, daß er sich dadurch wohl einigermaßen entschädigt fühlen konnte für die Vernachlässigung, die er bis dahin von ihr erfahren.

In bester Stimmung aller Theilnehmer — die Frau vom Hause vielleicht einzig ausgenommen — verlief die letzte Hälfte des lang ausgedehnten Mittagessens, und als man sich endlich „Gesegnete Mahlzeit" wünschte, drückte Heinz Eibenschütz dem neuen Bekannten wie einem guten alten Freunde die Hand.

„Wir werden uns, wie ich hoffe, noch oft über diese Dinge unterhalten, Herr Dobriner", sagte er herzlich. „Es gewährt mir immer große Befriedigung, auf einen gesinnungsverwandten Menschen zu treffen und mit einem Mann, der Theilnahme und Verständniß dafür besitzt, über meine Lieblingsideen plaudern zu können.

„Unsere Wünsche und Empfindungen begegnen sich, Herr Doktor", lautete Dobriners artige Erwiderung. „Ich würde glücklich sein, wenn es mir gelänge, mir neben der Freundschaft Ihres Herrn Vaters auch die Ihrige zu erwerben."

Fräulein Lona gestattete dem Gast, ihr mit einem artigen Worte die schlanke, weiße Hand zu küssen, und der einzige, der sich etwas kühl und zurückhaltend gegen ihn verhielt, war der Premierlieutenant v. Hohenbruck, wie zuvorkommend und verbindlich Dobriner sich auch immer gegen ihn zeigte.

In einem großen Nebenraum, der durch eine Fülle seltener und kostbarer Blattgewächse in eine Art von Wintergarten verwandelt worden war, nahm man den in zierlichen Schälchen kredenzten Kaffee ein, und die Herren zündeten sich die ausgezeichneten Cigarren an, deren Ruhm August Eibenschütz mit beredten Worten verkündet hatte, bis ein Stirnrunzeln seines Sohnes ihn plötzlich verstummen ließ. Bei der ersten Gelegenheit, welche sich ihm dazu bot, nahm der ehrwürdige Rentier Paul Dobriner bei Seite.

„Mein Kompliment, lieber Freund", flüsterte er. „Sie sind ja ein ganz charmanter Gesellschafter, und dafür, daß Sie so hübsch auf die Ideen meines Jungen eingegangen sind, weiß ich Ihnen ganz besonderen Dank. Es erfreut ihn immer so sehr, Zustimmung für seine philanthropischen Phantastereien zu finden, und es ist ja schließlich so leicht, ihm diese Freude zu bereiten."

Auch hier empfing Dobriner einen warmen Händedruck, und er konnte somit ziemlich sicher sein, sich die Sympathieen der ganzen Familie gleichsam im Fluge gewonnen zu haben. Daß er seine bescheidene Haltung trotzdem nicht aufgab, sich nirgends anspruchsvoll in das Gespräch eindrängte und gewöhnlich erst als der Letzte seine Zustimmung kundgab, war nur darnach angethan, den günstigen Eindruck zu steigern, welchen seine Persönlichkeit hervorgebracht. Namentlich Fräulein Lona hatte Gelegenheit, sich über die feine Art seines Auftretens zu freuen, denn es war ihr ersichtlich einmal sehr ungelegen gekommen, als Dobriner plötzlich vor ihr auftauchte, während sie sich in einem von breitblätterigen Palmen gebildeten traulichen Winkel halblaut und anscheinend recht eifrig mit Hohenbruck unterhielt. Zwar war sie als wohlerzogene junge Dame bemüht gewesen, ihn nichts von ihrer Verstimmung merken zu lassen, aber Dobriner hatte nichtsdestoweniger den guten Geschmack gehabt, sich nach einigen gleichgiltigen Worten wieder zurückzuziehen, und im weiteren Verlaufe des Abends hatte er sehr geschickt vermieden, die Zwiesprache der beiden noch einmal unliebsam zu stören. Er widmete sich nur noch mit verdoppelter Hingabe der Unterhaltung mit dem feurigen, jungen Privatdozenten, und die Uebereinstimmung ihrer Ansichten mußte noch erfreulicher als zuvor zu Tage getreten sein, denn einige Stunden nach Aufhebung der Tafel schieden sie von einander wie Freunde.

Herr August Eibenschütz, der fortwährend in ihrer Nähe herumgestrichen war und dabei beständig beinahe andächtige Blicke auf seinen Sohn geworfen hatte, überschüttete Dobriner beim Fortgehen mit dringenden Aufforderungen, seinen Besuch bald und oft zu wiederholen. Die Frau vom Hause aber war verschwunden, und es mußte wohl nichts Auffälliges und Ungewöhnliches in ihrer vorzeitigen Entfernung sein, da weder ihre Angehörigen, noch der Premierlieutenant eine Bemerkung darüber machten.

Es war nur natürlich, daß die beiden Herrn gemeinsam das Haus verließen, und wenn auch Hohenbruck dem neuen Bekannten gegenüber vorläufig noch immer seine kühle, abwartende Haltung bewahrte, konnte er als ein Mann von höflichen Sitten doch nicht ablehnen, als Dobriner ihn um die Erlaubniß bat, noch ein Stück Weges mit ihm gehen zu dürfen.

Sie sprachen erst von allerlei fernliegenden, gleichgültigen Dingen; dann aber wußte Dobriner die Unterhaltung auf die Bewohner des Hauses zu lenken, welche sie soeben verlassen hatten.

„Eine sehr liebenswürdige und sympathische Familie", sagte er. „Vermuthlich gehören Sie schon seit längerer Zeit zu den Freunden derselben, Herr Lieutenant?"

„Nicht allzulange", erwiderte der Gefragte. „Vor *etwa* drei Monaten erst machte *mich ein Zufall mit* den Damen *und* mit dem Doktor Heinz bekannt, und meine Freundschaft mit dem letzteren war die für mich sehr angenehme Folge dieser *Begegnung.*"

„Ich begreife wohl, daß man sich mit lebhafter Genugthuung einen Freund dieses ausgezeichneten jungen Mannes nennen kann. Man begegnet in unseren Tagen nicht mehr allzu häufig einem Menschen, der gleich ihm seinen Sinn nur auf die höchsten idealen Güter des Daseins gerichtet hat und sich in edler Selbstlosigkeit fernzuhalten weiß von jeder Berührung mit dem Niedrigen und Gemeinen."

Hohenbruck machte eine kurze zustimmende Bemerkung, aber er ging nicht auf den überschwenglichen Ton seines Begleiters ein und überließ auch diesem allein die Sorge für die Weiterführung des Gespräches. Es war im Ganzen nicht viel Ermuthigendes für Dobriner in seinem Benehmen, aber der ehemalige Rechtsanwalt schien die Zurückhaltung des Offiziers nicht als etwas Kränkendes zu empfinden, da er ganz unbeirrt in seiner verbindlichen Weise fortfuhr: „Und Fräulein Lona ist, wie es scheint, nicht nur in ihrem Aeußeren das verschönte Ebenbild ihres Bruders. So kurz auch immer meine Bekanntschaft mit der jungen Dame ist, so voll Bewunderung bin ich doch bereits für die seltenen Vorzüge ihres Herzens und ihres Geistes. Der Mann, welchem dereinst beschieden ist, sie als Gattin heimzuführen, wird glücklich zu preisen sein vor allen anderen Sterblichen und dürfte diese beneidenswerthe Gunst des Geschicks selbst mit den schwersten Opfern nicht allzu theuer erkauft erachten."

Sie waren gerade an einer Straßenkreuzung angekommen, und in der unzweideutigen Absicht, sich nunmehr von seinem Begleiter zu verabschieden, blieb der Premier-Lieutenant stehen.

„Ich gedenke mich jetzt noch auf eine Stunde in das Kasino zu begeben," sagte er, ohne die letzte auf Lona Eibenschütz bezügliche Bemerkung Dobriners einer Erwiderung zu würdigen. „Vielleicht habe ich das Vergnügen, Ihnen noch einmal zu begegnen, mein Herr! Guten Abend!"

Mit einer leichten Neigung des Oberkörpers legte er grüßend die Hand an den Helm und drehte sich kurz um, um festen, klingenden Schrittes die Straße hinabzugehen.

Dobriner blickte ihm ein paar Sekunden lang *lächelnd* nach: dann steckte er gemächlich die Hände in die Taschen seines

Ueberrocks und schlenderte nach der entgegengesetzten Richtung davon. Nach dem heiteren Ausdrucke seines Gesichtes zu urtheilen, war er vollauf zufrieden mit dem Verlauf des heutigen Abends.

5.

Etwa eine Woche später saßen Herr August Eibenschütz und Paul Dobriner einander abermals um die Vormittagszeit in dem Arbeitszimmer des Rentiers gegenüber, und diesmal handelte es sich zwischen ihnen nicht mehr wie bei jenem ersten Besuch lediglich um einen Austausch von Höflichkeiten und gefälligen Redensarten. Dobriner hatte gleich im Eingange des Gespräches bemerkt, daß er gekommen sei, um von dem Anerbieten seines verehrten Freundes, ihm mit seinen Erfahrungen und seinem Rathe zur Seite zu stehen, Gebrauch zu machen, und Herr August Eibenschütz hatte ihm darauf sofort mit dem Ausdruck lebhaftester Spannung sein ehrwürdig freundliches Antlitz zugewendet.

„Wir leben in einer Zeit der Aufklärung und des Fortschritts," begann der ehemalige Rechtsanwalt mit einer Feierlichkeit, von welcher schwer zu sagen gewesen wäre, ob sie aufrichtig oder ironisch gemeint sei. „Das eigentliche Loosungswort unserer Tage heißt „Humanität," im Mittelpunkt aller Erörterungen steht die große soziale Frage, und wir können kein Zeitungsblatt in die Hand nehmen, ohne von staatlichen und privaten Bestrebungen zu lesen, welche einzig darauf gerichtet sind, das Loos der ärmeren Volksschichten zu erleichtern und die Lage der arbeitenden Klassen zu verbessern."

Herr August Eibenschütz hatte die Augen immer weiter aufgethan und zu den einleitenden Worten seines jungen Freundes schließlich ein Gesicht gemacht, wie Jemand, der im Ungewissen ist, ob man nicht etwa die Absicht habe, ihn zum Besten zu halten.

„Jawohl — ganz recht," bestätigte er zögernd. „Was Hauskollekten und andere Sammlungen zu derartigen Zwecken anbetrifft, so weiß auch ich ein Liedchen davon zu singen."

„Ah, sehen Sie, da kommen wir gleich auf das, was ich sagen wollte. Die Börsen der reichen Leute werden zu allen erdenklichen arbeiterfreundlichen Zwecken in Anspruch genommen, und wie der Wind nun einmal weht, hat Keiner so recht den Muth, sich auszuschließen, wie sauer es auch manchem fallen muß, immer und immer wieder in die Tasche zu greifen."

Der ehrwürdige Rentier seufzte zustimmend, aber er war offenbar noch immer sehr weit davon entfernt, zu begreifen, worauf der Andere hinaus wolle, und Dobriner schien sich darin zu gefallen, ein wenig mit seiner Neugierde zu spielen.

„Wer es zu etwas bringen will," fuhr er fort, „der muß sich vor allem darauf verstehen, den Zeichen der Zeit die rechte Deutung zu geben und sie zu seinem Vortheil zu nützen. Ich aber halte gerade das fieberhafte Werben um die Befriedigung und die Gunst des Proletariats für ein solches Zeichen der Zeit und ich sehe nicht ein, warum ein kluger Kopf aus dieser Thorheit nicht ebenso gut Gewinn ziehen könnte wie aus irgend einer anderen."

Nun war doch wenigstens endlich das Wort gefallen, das Herrn August Eibenschütz der Nothwendigkeit überhob, seine menschenfreundliche Miene aufzusetzen. Er rieb sich mit dem Rücken der Hand das glattrasirte Kinn und meinte diplomatisch: „Kluge Köpfe finden immer und überall ihre Rechnung, mein lieber Herr Rechtsanwalt, aber wie gerade auf diesem Felde etwas Nennenswerthes zu verdienen sein sollte —"

„Hören Sie mich nur gefälligst an! Einen der schwierigsten Punkte bei der Lösung des sozialen Konflikts bildet ohne Zweifel die Wohnungsfrage. Die großen Miethskasernen der Arbeiterviertel Berlins, in deren jeder sich mehrere hundert Personen jedes Alters und Geschlechts zusammendrängen müssen, bedeuten erwiesenermaßen einen schweren Uebelstand, unter welchem die Arbeiterbevölkerung gesundheitlich wie moralisch empfindlich zu leiden hat, und welcher darum zugleich eine ernste Gefahr für die gesammte bürgerliche Gesellschaft in sich schließt. Der Aufenthalt in diesen gefängnißartigen Gebäuden, wo sie sich aus Gründen der Sparsamkeit in jedem Zimmer oft buchstäblich bis zum Ersticken zusammenpferchen müssen, hat den großen Massen längst jenes Gefühl des Behagens entfremdet, mit welchem uns glücklicher situirte Menschenkinder der Besitz eines trauten Heims täglich aufs Neue erfüllt, und er hat ihnen längst das Verständniß geraubt für die tiefe Wahrheit des alten Reimwortes, daß eigener Herd Goldes werth sei. Ihre jämmerlichen Behausungen und das Unwesen der sogenannten Schlafstellen haben namentlich die Fabrikarbeiter zu Vagabunden gemacht, denen jede Anhänglichkeit an die heimische Scholle unbekannt ist und die leichten Herzens heute hierhin, morgen dorthin wandern, je nachdem eine augenblickliche Unzufriedenheit mit den Lohnverhältnissen oder vielleicht das Loosungswort irgend eines Streik-Komitees es ihnen nahe legt. Hier ist meiner Ueberzeugung nach ein Arbeitsgebiet für die besitzenden Klassen, auf welchem bisher noch viel zu wenig gethan ist, — hier liegt eine Aufgabe, welche wohl des Schweißes der Edlen werth ist und für welche sich, wie ich denke, das Interesse und die Opferwilligkeit weiter Kreise ohne jede Schwierigkeit müßten gewinnen lassen. Einzelne Versuche mit kleinen Arbeiterhäusern und dergleichen sind wohl schon hier und da gemacht worden, aber sie mußten nothwendigerweise an der Armseligkeit der Mittel scheitern, mit welchen man sie unternommen. Einen großen Erfolg darf man sich, wie auf jedem anderen Felde, auch hier wohl nur von der Aufwendung sehr bedeutender Kapitalien versprechen."

Der Rentier gähnte durch die Nase und begann mit einem Bleistift zu spielen. Sein Interesse für das Projekt des Anderen verringerte sich augenscheinlich immer mehr, und es geschah wohl nur aus Höflichkeit, wenn er fragte: „Und nun haben Sie also die Absicht, diese bedeutenden Kapitalien für die Lösung des Problems aufs Spiel zu setzen?"

„Ich? Nein! Wenigstens nicht, soweit meine eigenen Mittel in Frage kommen. Aber ich gedenke eine große Aktiengesellschaft für den Bau von Arbeiterhäusern ins Leben zu rufen — eine Gesellschaft, deren Aktionäre zunächst allerdings weniger auf eine hohe Verzinsung ihres Geldes als auf jenes schöne Gefühl innerer Befriedigung werden rechnen dürfen, welches das Bewußtsein einer guten That stets im Gefolge hat."

„So? Na, ich wünsche Ihnen Glück zu dem Unternehmen," meinte Herr August Eibenschütz kühl. „Doch ich glaube, offen gestanden, nicht, daß Sie einen nennenswerthen Erfolg davon haben werden."

„Ich aber bin von diesem Erfolg felsenfest überzeugt! Es sind gewaltige Summen schon für viel weniger greifbare und einleuchtende Zwecke aufgebracht worden, und die Lösung der sozialen Frage ist ja ein Schlagwort, das seine Wirkung in unseren Tagen niemals verfehlt. Man muß nur darauf bedacht sein," so setzte Paul Dobriner seine Ausführungen fort, „die ganze Angelegenheit mit dem nöthigen Geräusch und in der gehörigen bengalischen Beleuchtung in Szene zu setzen. Man muß einflußreiche Zeitungen dafür gewinnen, muß große Versammlungen einberufen und muß vor allem die wohlwollende Aufmerksamkeit hoher Personen auf das gemeinnützige Unternehmen zu lenken verstehen. Sie glauben nicht, verehrter Freund, welche Wunder die Aussicht auf einen niedlichen Orden oder ein hübsches Titelchen bisweilen zu bewirken vermag."

„Nun, es ist ja möglich, daß sich das Ding wirklich zu Stande bringen läßt, aber Sie würden eine Unmasse von Arbeit und wahrscheinlich auch sehr bedeutende Kosten davon haben, ohne daß ich bis jetzt einsehen könnte, wo denn eigentlich der Nutzen für Sie stecken sollte. Bei einer Aktiengesellschaft dieser Art würde ja nicht einmal der allerkleinste Gründergewinn herauszuschlagen sein."

„Das käme doch wohl darauf an, wie man die Sache anfaßt", sagte Dobriner lächelnd.

„Mein Plan wäre in großen Zügen etwa folgender: Sobald das erforderliche Kapital durch genügende Zeichnungen gesichert ist, wird ein großes Terrain in der näheren Umgebung Berlins erworben und sogleich mit einer beträchtlichen Anzahl kleiner Häuser besetzt, deren jedes Raum für ein oder zwei Arbeiterfamilien bietet. Die Baukosten werden nicht allzu bedeutend sein, denn man verwendet natürlich nur das billigste Material, und jeder Luxus ist ja durch die Natur der Sache vor vornherein ausgeschlossen. Nur ein Gärtchen und ein Ziegenstall müssen nothwendig bei jedem Hause sein.

(Fortsetzung folgt.)

Humoristische Ecke.

— **Aha!** A.: Wie lange fahren Sie schon Rad?

B.: Seit zwei Jahren.

A.: Sind Sie schon mal verunglückt?

B.: Ich nicht, aber mehrere Passanten.

— **Verleger** (auf sein Söhnchen weisend, zum Redakteur): Sehen Sie nur den kleinen Burschen — immer greift er nach der Scheere! Der wird gewiß 'mal Redakteur!

Redakteur: Hm — oder ein Haarkünstler. . . .

— **Boshaft.** Herr: Wie lange fahren Sie schon Rad, Fräulein?

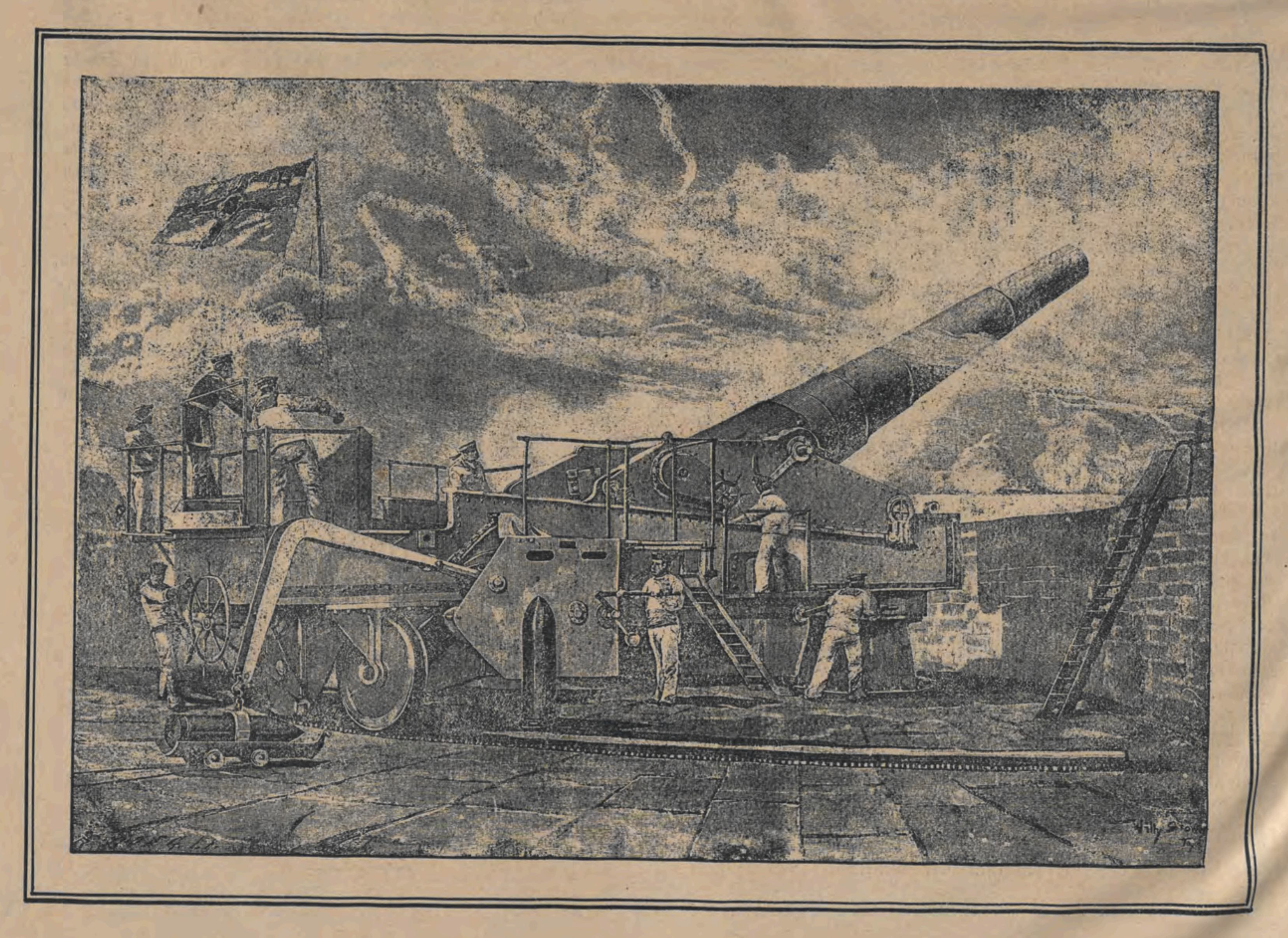
Fräulein: Seit meinem achtzehnten Lebensjahr.

Herr: So, gab's denn schon damals Fahrräder?

Die Eltern der Kaiserin Elisabeth.



Herzog Maximilian in Bayern. Herzogin Ludowika in Baiern.



Die größte Kanone der Gegenwart.

Редакторъ и Издатель Леопольдъ Зонеръ. Дозволено Цензурою. Schnellpressendruck von Leopold Zoner